

Goethes Werke.

Zwanzigster Band.

BIBLIOTeca
J. AL. CANTACUZIN



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Goethes
ausgewählte Werke.

Zwanzigster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Gelehrte

Adressen- und Anzeigenbuch

des Königreichs Württemberg

1881

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Italien.	
Neapel.	
An Herder	3
Filippo Neri, der humoristische Heilige	30
Zweiter Aufenthalt in Rom.	
Juni 1787. Correspondenz	45
Tischbein an Goethe	51
Päpstliche Teppiche	56
Juli. Correspondenz und Bericht	61
Störende Naturbetrachtungen	72
August bis December. Correspondenz und Bericht	79—156
Moritz als Etymolog	156
Januar 1788. Correspondenz und Bericht	159
Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier	163
Februar. Correspondenz und Bericht	168
Das römische Carneval	176
März. Correspondenz und Bericht	207
Über die bildende Nachahmung des Schönen, von Moritz	217
April. Correspondenz und Bericht	226
Über Italien. Fragmente.	
Vollgesang:	
Benedig	243
Rom. Ritornelli	245
Baudevilles	246
Romanze	247
Geistliches dialogifirtes Lied	250
Die Tarantella:	259
Stundenmaß der Italiener	260
Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt	262
Ältere Gemälde. Benedig 1790	267

Italien.

Die Beschreibung der italienischen Reise, sowohl des ersten Aufenthalts in Rom als die des zweiten, arbeitete Goethe erst 1813 und in den folgenden Jahren für den Druck aus, doch waren die angehängten Fragmente eines Reisejournals gleich nach der Rückkehr in Wielands Merkur (1788—89) und die Schilderung des römischen Carnevals schon 1789 einzeln mit den Abbildungen der Masken in Gotha erschienen.

Für die Ausarbeitung der Reisebeschreibung hatte Goethe sich die aus Italien an die Freunde und Freundinnen gerichteten Briefe gleich nach der Heimkehr zurückgeben lassen. Zu diesen Hülfsmitteln konnte er hingeworfene Reisebemerkungen und sorgfältig geführte Tagebücher hinzufügen, mit denen er, wie er gegen Zelter äußert, zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Märchen schreiben konnte. Den Hauptbestand der Briefe bildeten die an Herder und an Frau v. Stein. Die paraphrasierenden 'Berichte' wurden erst bei der letzten Redaktion eingeschoben. Dieselben stechen von den unmittelbar aus den Dingen heraus geschriebenen Briefen fremdartig ab. Das Ganze aber gibt ein anschauliches Bild der Umwandlung, die auf dieser Reise mit dem Dichter vorgiengt. Als Ergänzung kann man noch die ausführlichen gedruckten Briefe an den Herzog Karl August hinzunehmen, da sie das schöne Verhältniß des Dichters zu dem Fürsten in das wohlthuendste Licht stellen und manches berichtigen, kürzer und kräftig zusammenziehen oder auch weiter ausführen. Aus diesen Briefen an denfürstlichen Freund erkennt man erst, daß, wenn Goethe's Reise auch eine förmliche Flucht war, er doch mit völliger Ruhe heimdenken durfte, da er alles, was ihm obgelegen, wohlgeordnet hinterlassen hatte, und daß ihm auch der Gedanke an die Rückkehr keine Unruhe machen konnte, da er die Gewißheit hatte, nur in solche Verhältnisse einzutreten, die der Lösung seiner Lebensaufgabe kein Hinderniß bereiteten. Daraus erklärt sich denn auch, wie Goethe von dem Augenblicke, als er Rom erreicht, also den Boden gewonnen hat, wo er seine Wiedergeburt zu beginnen hoffte, sich mit der vollsten Unbefangenheit den Gegenständen hingeben und sie so rein in sich

nehmen konnte, wie er sie in diesen naiven lebensvollen Briefen seinen heimischen Freunden vor Augen stellt. In dieser hellen klaren Darstellung, die wie die reine Luft des Südens alle Objecte rein und deutlich erkennen lässt, liegt der Reiz und der Werth des Werkes, nicht in der Vollständigkeit des Gesehenen oder gar in der Gelehrsamkeit, welche hier dem späteren Reisenden nützlich zu werden beabsichtigt. Man darf nur eine der schwerfälligen Reisebeschreibungen durchblättern, welche Deutsche des vorigen Jahrhunderts über Italien geliefert haben, ja man hat nicht einmal Niedesel (den Goethe stets zur Hand hatte) oder Bartels oder Münter zu vergleichen, man darf die eleganten Darstellungen der Franzosen, bei denen sich damals Dupaty einen glänzenden Namen erworben, mit in die Reihe stellen, um Goethe vor diesen Schriftstellern, die sich ein beschwerliches Geschäft aus ihrem Vergnügen machen und bei der Masse des aufgehäuschten Stoffes, der alles erschöpfen soll, den Ueberblick, ja den Blick überhaupt verlieren, unbedingt den Vorzug einzuräumen und ihn lehrhafter zu finden, als sie alle. Er forscht und sammelt nicht, aber er hat das Bedürfniß zu sehen und weiß es so einzurichten, daß seine Genüsse uns Anschauungen geben und Ideen hinterlassen, an denen es jenen fehlt. Er ist immer nur mit sich selbst beschäftigt, mit seinen Dichtungen, seinen Naturbetrachtungen, seinen Kunstbestrebungen, aber er schildert sich im Kreise der mitstrebenden Freunde, auf dem reizenden Hintergrunde der südlichen Natur, vor den Werken der Meister oder mitten in dem farbenreichen Leben des Volkes, das die übrigen Reisenden der Zeit unbeachtet ließen. Bei ihm ist Himmel und Erde, Geschichte und Volk, Sitte und Kunst im Einlange und erst an seiner Hand lernt man, wie dieser Garten Gottes diese göttlichen Blüten treiben könnte, entfalten müsste. Selbst die Einseitigkeit, deren er sich bewußt schuldig macht, gibt dem Werke einen Reiz für seine deutschen Leser mehr. Er ist ungerecht gegen alles, was nicht klassisch-ideal ist; aber er war nicht nach Italien gereist, um dort als Gegenstand seiner Bewunderung aufzusuchen, was er daheim hinter sich gelassen; er wollte sich davon befreien, und diesen Reinigungsprozeß stellen diese Schilderungen dar, die auch im Großen der Composition, trotz des scheinbar Zufälligen der Form, einen künstlerischen Eindruck machen; von der hastigen Eile in das gelobte Land der Kunst zu kommen, bis zu der zögernden Langsamkeit, mit der er sich wehmüthig losreißt.

R. G.

Italien.

Neapel.

An Herder.

Neapel, den 17. Mai 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben; wenn ich wiederkomme, sollt ihr beurtheilen, wie ich gesehen habe. Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben, und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen! Auch ist hier in Neapel kein Besinnens; diesen Ort werde ich euch nun besser schildern als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juni reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch sobald als möglich wiedersehen; es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles, was du Liebes und Gutes an meinen Schriften thust, danke ich dir tausendmal; ich wünschte immer etwas Beseres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen seyn: wir sind so nah in unsren Vorstellungsarten, als es möglich ist ohne Eins zu seyn, und in den Hauptpunkten am nächsten. Wenn du diese

Zeit her viel aus dir selbst geschöpfst hast, habe ich viel erworben, und ich kann einen guten Tausch hoffen.

Ich bin freilich, wie du sagst, mit meiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte sage ich etwas über den Weg nach Salerno und über Pästum selbst; es ist die letzte und fast möchte ich sagen, herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme. Auch ist der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, allem vorzuziehen was man noch in Sicilien sieht.

Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse u. s. w. kommen uns poetisch vor, und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Läßt mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect, sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst: denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn was ich sage nicht neu ist, so hab ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Neben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der

Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige seh ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malestische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Neapel, den 18. Mai.

Tischbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt ist, hat, wie wir merken, hier in der Zwischenzeit so für uns gearbeitet, daß wir seine Abwesenheit nicht empfinden sollen. Er scheint seinen sämmtlichen hiesigen Freunden so viel Zutrauen zu uns eingeslößt zu haben, daß sie sich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweisen, welches ich besonders in meiner gegenwärtigen Lage sehr bedarf, weil kein Tag vergeht, wo ich nicht jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beistand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff, ein summarisches Verzeichniß aufzufezetzen von dem was ich noch zu sehen wünschte; da denn die Kürze der Zeit Meisterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. Mai.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich, Abends Punkt fünf Uhr bei

ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen, der über meinen Werther etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt seyn; aber daran, daß ich zusagte, konnte ich wohl merken, meine Sicilianische Reise habe glücklich auf mich gewirkt, und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gegenstände so viel, daß ich eine Viertelstunde zu spät die Treppe hinaufflieg und eben an der verschlossenen Thüre auf der Schilfmatte stand, um zu Klingeln, als die Thüre schon aufging und ein schöner Mann in mittlern Jahren heraustrat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: Sie sind der Verfasser des Werther! Ich bekannte mich dazu, und entschuldigte mich, nicht früher gekommen zu seyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, versezte derselbe: was ich Ihnen zu sagen habe, ist ganz kurz, und kann eben so gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf andere; so oft ich aber daran denke was dazu gehörte um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwiedern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: Ich darf keinen Augenblick länger säumen: mein Verlangen ist erfüllt, Ihnen dieß selbst gesagt zu haben. Leben Sie recht wohl und glücklich! Und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit über diesen ehrenvollen Text nachdenkend, und Klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen, und erzählte manches Worthilfste von diesem seltenen und seltsamen Manne.

Neapel, den 25. Mai.

Mein lockeres Prinzelchen werde ich wohl nicht wiedersehen; sie ist wirklich nach Sorrento und hat mir die Ehre angethan, vor ihrer Abreise auf mich zu schelten, daß ich das steinichte und wüste Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben

mir Auskunft über diese sonderbare Erscheinung. Aus einem guten, doch unvermögenden Hause geboren, im Kloster erzogen, entschloß sie sich, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, und man konnte sie um so eher dazu überreden als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. In dieser reichen, aber durch Familienverhältnisse höchst beschränkten Lage suchte sie sich durch ihren Geist zu helfen, und da sie in Thun und Lassen gehindert war, wenigstens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man versicherte mir, daß ihr eigentlichster Wandel ganz untadelig sey, daß sie sich aber fest vorgesezt zu haben scheine, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen ins Angesicht zu schlagen. Man bemerkte scherzend, daß keine Censur ihre Discurse, wären sie schriftlich verfaßt, könne durchgehen lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe als was Religion, Staat oder Sitten verleze. Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben, das Calabrien betraf, war sie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt, übrigens tapeziert, möblirt und schicklich eingerichtet. Bei den ersten Anzeichen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knöpfchen knüpfend, vor sich ein Nähstöckchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeistlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich emporhob: der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt: schickt sich das für einen so ehrenwürdigen Mann? Ihr geberdet euch ja als wenn ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand.

Indessen hatte das Haus sich wieder niedergesetzt, und sie wußte sich vor Lachen nicht zu lassen über die närrische, lästerne Figur, die der gute Alte sollte gespielt haben, und sie schien über diesen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verlust, der ihre Familie und so viel tausend Menschen betraf, nicht das mindeste zu empfinden. Ein wundersam glücklicher

Charakter, dem noch eine Posse gelingt indem ihn die Erde verschlingen will!

Neapel, den 26. Mai.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es so viele Heilige giebt: nun kann jeder Gläubige den seinigen auslesen, und mit vollem Vertrauen sich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zusagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach seiner Weise und Lehre andächtig munter beging.

Filippo Neri steht in hohem Ansehen und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich aber hört man auch von seiner guten Laune sehr viel erzählen. Seit seinen ersten Jugendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstrieben, und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen, wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekstase und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über denselben, welches vor allen für das Höchste gehalten wird.

Zu so vielen geheimnissvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den klarsten Menschenverstand, die reinsten Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beistand, in leiblicher und geistlicher Noth seinem Nebenmenschen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie sie auch an Festen, Kirchenbesuchen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben so beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musicalischer und rednerischer Uebung derselben, indem er nicht allein geistliche, sondern auch geistreiche Thematata vorlegte, und sonst aufregende Gespräche und Disputationen veranlaßte. Hierbei möchte denn wohl das Sonderbarste scheinen, daß er das alles aus eigenem Trieb und Befugniß that und leistete, seinen Weg viele Jahre stetig verfolgte ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geistliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luthers Zeit geschah, und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte, das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliche in das Seculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüssel, der die Gefängnisse des Pabstthums öffnen, und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.

Der päpstliche Hof jedoch, der einen so bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter seinem Gewahrsam hatte, ließ nicht nach bis dieser, der ohnehin ein geistliches Leben führte, schon seine Wohnung in Klöstern nahm, daselbst lehrte, ermunterte, ja sogar, wo nicht einen Orden doch eine freie Versammlung zu stiften im Begriff war, endlich beredet ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf seinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch seine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden wie billig in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach hoch über dieser Welt erhoben, und deswegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hindernisse eines wahren gottseligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geschichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet sich zum Beispiel eben in der Nähe des Pabstes, als diesem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Klosterfrau mit allerlei wunderlichen geistlichen Gaben sich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen erhält Neri den Auftrag. Er setzt sich sogleich zu Maulthier, und ist bei sehr bösem Wetter und Weg bald im Kloster. Eingeführt unterhält er sich mit der Lebtissin, die ihm von allen diesen Gnadenzeichen mit vollkommener Beistimmung genaueste Kenntniß giebt. Die geforderte Nonne tritt ein und er, ohne sie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kostigen Stiefel hin, mit dem Ansinnen, daß sie ihn ausziehen solle. Die heilige reinliche Jungfrau tritt erschrocken zurück, und giebt ihre Entrüstung über

dieses Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt sich ganz gelassen, besteigt sein Maulthier und findet sich wieder vor dem Papst ehe dieser es nur vermuthen konnte; denn wegen Prüfung solcher Geistesgaben sind katholischen Beichtvätern bedeutende Vorsichtsmaßregeln aufs genaueste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit solcher himmlischen Begünstigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derselben nicht ohne die genaueste Prüfung zugesteht. Dem verwunderten Papste eröffnete Neri kürzlich das Resultat. Sie ist keine Heilige, rief er aus: sie thut kein Wunder! denn die Hauptegenschaft fehlt ihr, die Demuth.

Diese Maxime kann man als leitendes Princip seines ganzen Lebens ansehen; denn um nur noch Eins zu erzählen, als er die Congregation der Padri dell' Oratorio gestiftet hatte, die sich bald ein großes Ansehen erwarb und gar vielen den Wunsch einflößte, Mitglied derselben zu werden, kam ein junger Römisches Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviciat und die derselben angewiesene Kleidung zugestanden wurde. Da aber selbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachsuchte, hieß es, daß vorher noch einige Prüfungen zu bestehen seyen; wozu er sich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsschwanz hervor und forderte, der Prinz solle diesen sich hinten an das lange Röckchen anheften lassen und ganz ernsthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entsetzte sich wie oben die Nonne und äußerte: er habe sich gemeldet nicht um Schande sondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dieß sey von ihrem Kreise nicht zu erwarten, wo die höchste Entzagung das erste Gesetz bleibe; worauf denn der Jüngling seinen Abschied nahm.

In einem kurzen Wahlspruch hatte Neri seine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni. Und damit war freilich alles gesagt. Die beiden ersten Punkte bildet sich ein Hypochondrist wohl manchmal ein erfüllen zu können; um sich aber zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege seyn ein Heiliger zu werden.

Neapel, den 27. Mai.

Die sämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich gestern alle auf einmal von Rom her durch Graf Fries erhalten, und mir mit Lesen und Wiederlesen etwas Rechts zu Gute gethan. Das sehnlich erwartete Schäckelchen war auch dabei, und ich danke tausendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit, daß ich von hier flüchte; denn indem ich mir Neapel und seine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abschließen möchte, so reißt der Strom des Tags mich fort und nun schließen auch vorzügliche Menschen sich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich so geradezu abweisen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Karlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterster Erinnerung! Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unsers theuern Fürsten. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es rief die lustigen Scenen alle zurück, die witzigen Nekereien und Mystificationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammen gehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenster traten, rauschte der Neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Ursel konnte ich eben so wenig ausweichen. Treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschenfinn, entschiedener Kunstslove, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgesetzte und wiederholte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Schöne setzten gegen mich ihre Freundschaft fort. Ich speiste bei ihnen und gegen Abend producirtie Miss Harte auch ihre musicalischen und mélischen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackerts, der sein Wohlwollen gegen

mich steigert, und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gruempelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von Sicilianischen Achaten allerlei Hauszierrath, sogar ein Capellchen, Geschnitztes, Gemaltes, und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu, ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seyen. Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hierher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarz angestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden, das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten unnachahmlichen Gemälde ergeßen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu seyn; auch war der Apparat schwer zu transportiren und ins rechte Licht zu setzen: uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort, noch einer andern entschiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es sind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen sieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammengruppirt. Diese Darstellung ist in dem heitern Neapel bis auf die flachen Haussächer gestiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüste erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchern

aufgeschmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die sämmtlichen Umstehenden und Umschwebenden kostbar ausgepuzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht, ist der Hintergrund, welcher den Vesuv mit seinen Umgebungen einfäßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben, und nach und nach ist eine der bedeutendsten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergezüng auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palästen aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohl behandelter Gast nicht wagen sollte, so muß ich gestehen, daß mir unsere schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle.

Und so mag es sich auch am Ende mit jenen starren Bildern verhalten. Schöne Personen giebts überall, tiefempfindende, zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am aller seltensten solche, wo zu allem diesem noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herders dritten Theil freu ich mich sehr. Hebt mir ihn auf bis ich sagen kann wo er mir begegnen soll! Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter seyn werde.

Neapel, den 28. Mai.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit, von seiner Meinung abzugehen. Er spricht zum Beispiel, daß dreißig- bis vierzigtausend Müßiggänger in Neapel zu finden wären; und wer sprichts ihm nicht nach! Ich vermutete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlischen Zustandes, daß dieß wohl eine nordische Ansicht seyn möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigte.

Ich fragte deswegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil die Untersuchung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuern Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande nach äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da still stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte. Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegierten Stände haben, und nur erwarten bis sich jemand ihrer bedienen will; die Caleffaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden der sie verlangt zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen, Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unsähige

und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnt ich, weder von der geringen noch von der mittlern Classe, weder am Morgen noch den größten Theil des Tags, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behauptete glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen, und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen: allenfalls nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann tractirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei

längerem Aufenthalt noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich das Rehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüse machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitanischen Rehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, welche nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tags ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde auffuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige

gehen herum mit Fäschchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen, vor dem Fallen gesichert, stehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint als wolle jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so giebt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Brett, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzchen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände: es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz u. s. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Classe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übel gekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dies ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja, ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel verhältnismäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Classe zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß um die Küche das ganze Jahr zu versorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., dadurch werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man sich gern aus der freien Luft und verwahrt sich in Häusern vor Sturm,

Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle: er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren: die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng. Was Herr de Pauw in seinen Recherches sur les Grecs bei Gelegenheit da er von den cynischen Philosophen spricht zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff: ihr Grundsatz, alles zu entbehren, sey durch ein Klima sehr begünstigt, das alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen. Und eben so möchte ein sogenannter Neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen, und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Russland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsren Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend, ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Producten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben sind; wie die

Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

Überhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Classen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt sich hierdurch gar manches: daß die Handwerker bei nahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß außer Sachwaltern und Aerzten in Verhältniß zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten seyn lassen, und auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Classe von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt einen freien, richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und heischend seyn. Das alte Atella lag

in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden,” sagte er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbarer Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Neben und Delbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Macken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichtum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst, die ihren Schoß überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt! Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben! Von diesem Lande fällten die Griechen, ein Volk, das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil, indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten.“

Neapel, den 29. Mai.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigem bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszupuzzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Caleschen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgepuzt. Manche haben Federbüschle, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich

im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen: sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden; allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meere zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu befeiern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten: da stört kein schwarzer langamer Zug die Harmonie der lustigen Welt. Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten, und weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr ließen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Es-
waaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht
allein des Essens, sondern er will auch, daß die Waare zum
Verkauf schön aufgeputzt sey.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden,

Kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt, und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülserfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausbreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten mit dazwischen hervorstechendem grünem Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lustern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehen nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt: alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern geschnürten Würsten; welche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Kapuunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Gier, welche man hie und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehrt wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Anteils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere

Köchinnen so mannigfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gern kurz faßt, und keine wohl-eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Macaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Festtagen, beschäftigt, Fische und Backwerk einem jeden nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel, den 30. Mai.

Nachts durch die Stadt spazierend, gelangte ich zum Molo. Dort sah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanftbewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Vesuv, den Widerschein davon im Wasser, und viele einzelne Lichter ausgesät über die Schiffe. Eine so mannigfaltige Aufgabe hätte ich wohl von Van der Neer gelöst sehen mögen.

Neapel, den 31. Mai.

Ich hatte das Römische Frohnleichnamsfest und dabei besonders die nach Raphael gewirkten Teppiche so fest in den Sinn gesetzt, daß ich mich durch alle diese herrlichen Naturerscheinungen, ob sie schon in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, sondern die Anstalten zur Reise hartnädig forschte. Ein Paß war bestellt, ein Betturin hatte mir den Miethpfennig gegeben; denn es geschieht dort zur Sicherheit der Reisenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beschäftigt, sein

neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel besser als das vorige.

Schon früher als diese Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben, es sey doch unangenehm und gewissermaßen unanständig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe; selbst ein Bettgestell flöße den Wirthsleuten schon einigen Respect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Castell-Weitung hindurchgingen, sah ich so ein paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen, welche ich sogleich feilschte, und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Brettern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniep so sehr freute, daß er sogleich von mir weg- und hier einzuziehen gedachte, große Reisbretter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Conturen, in beiden Sicilien gezogen, übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel, den 1. Juni.

Die Ankunft des Marquis Luchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von den Menschen zu seyn, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können, anstatt daß unser einer, wie ein wiederfäuendes Thier, sich zu Seiten überfüllt, und dann nichts weiter zu sich nehmen kann bis er eine wiederholte Rauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl; sie ist ein wackeres, deutsches Wesen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit, Menschen zu sehen; ich habe meist interessante Personen kennen lernen, und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, sehr zufrieden; aber noch vierzehn Tage, so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückfunkt von Pästum habe ich, außer den Schäzen von Portici, wenig gesehen, und es bleibt mir

manches zurück, um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Museum ist auch das A und O aller Antiquitätensammlungen: da sieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunstfinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zu stellte, erzählte zugleich, meine Abreise bedauernd, daß eine starke Lava aus dem Vesuv hervorgebrochen ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den steilern Abhängen des Berges sey sie beinahe schon herab, und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abschiedsbesuche hin, die ich so vielen wohlwollenden und befördernden Personen schuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, sehe ich schon. Einmal kann man sich auf seinem Wege den Menschen doch nicht völlig entziehen; was sie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, sie reißen uns doch zuletzt von unsren ernstlichen Zwecken zur Seite hin ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerst verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbesuche waren nicht ohne Freude und Belehrung: man zeigte mir noch manches freundlich vor, was man bisher verschoben oder versäumt. Cavaliere Venuti ließ mich sogar noch verborgene Schätze sehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung seinen, obgleich verstümmelten, doch unschätzbarren Ulysses. Er führte mich zum Abschied in die Porcellanfabrik, wo ich mir den Hercules möglichst einprägte, und mir an den Campanischen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll sah.

Wahrhaft gerührt und freundschaftlich Abschied nehmend, vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünschte nichts mehr als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier, bei dem ich gegen Tischzeit eintraf, ließ mich nicht los. Das wäre nun

alles schön und gut gewesen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an sich gezogen. Unter mancherlei Beschäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran; ich aber eilte schnell nach dem Molo.

Hier sah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerscheine, nur bei bewegtem Meer noch schwankender, den Vollmond in seiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulcans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernsten Wege. Ich hätte noch hinausfahren sollen, aber die Anstalten waren zu weitschichtig, ich wäre erst am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben: ich blieb auf dem Molo sitzen bis mir, ungeachtet des Zu- und Abströmens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava strömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr seyn möchte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, den 2. Juni.

Und so hätte ich auch diesen schönen Tag zwar mit vorzüglichen Personen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Absichten, und mit schwerem Herzen, zugebracht. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava ständig nahm. Auch der Abend sollte nicht frei seyn. Ich hatte versprochen, die Herzogin von Giovanè zu besuchen, die auf dem Schlosse wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberste verengt waren durch Kisten, Schränke und alles Missfällige eines Hof-Garderobe-Wesens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung. Als einer geborenen Deutschen war ihr nicht unbekannt wie sich unsere Literatur zu einer freiern, weit umherblickenden Humanität gebildet: Herders Bemühungen, und was ihnen ähnelte, schätzte sie vorzüglich; auch Garves reiner Verstand hatte ihr aufs innigste zugesagt. Mit den deutschen Schriftstellerinnen suchte sie gleichen

Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sey, eine geübte und beliebte Feder zu führen. Dahin bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Absicht, auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken. Ein solches Gespräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf, und ich erblickte was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich, mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des obern Geschosses, der Vesuv gerade vor uns: die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dieß alles mit Einem Blick zu übersehen, und den hinter dem Berggrünen hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen.

Dieß alles konnte von diesem Standpunkt das Auge mit einmal fassen, und wenn es auch die einzelnen Gegenstände zu mustern nicht im Stande war, so verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unser Gespräch durch dieses Schauspiel unterbrochen, so nahm es eine desto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbiweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Regelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin, so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein kostlicheres Abendmahl zubereitet war,

ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen, und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich wiewohl ungern entlassen; die Stunde nahe schon, wo ihre Galerieen Klostermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaubernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tags noch schön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, sagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieser größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde gesehen haben, und daß mir ein solcher Ueberblick, ein solcher Abschied aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können. Anstatt nach Hause zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauspiel mit einem andern Vordergrund zu sehen; aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem so reichen Tage oder ein Gefühl, daß man das letzte schöne Bild nicht verwischen müsse, mich wieder nach Moriconi zurückzog, wo ich denn auch Kniep fand, der aus seinem neu bezogenen Quartier mir einen Abendbesuch abstattete. Bei einer Flasche Wein besprachen wir unsere künftigen Verhältnisse; ich konnte ihm zusagen, daß er, sobald ich etwas von seinen Arbeiten in Deutschland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernst von Gotha empfohlen seyn und von dort Bestellungen erhalten würde. Und so schieden wir mit herzlicher Freude, mit sicherer Aussicht künftiger, wechselseitig wirkender Thätigkeit.

Neapel, den 3. Juni. Dreieinigkeitsfest.

Und so fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt, die ich wahrscheinlich nicht wieder sehen sollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Neue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beste Vorsorge.

An den äußersten Polizeischranken der Vorstadt störte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Gesicht sah, aber schnell wieder hinwegsprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Betturin fertig geworden als aus der Kaffeebuden-Thüre, die größte Chinesische Tasse voll schwarzen Kaffee auf einem Präsentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte sich dem Wagenschlag langsam mit einem Ernst, der, von Herzen gehend, ihn sehr gut kleidete. Ich war erstaunt und gerührt: eine solche erkennliche Aufmerksamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, sagte er, mir so viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkames erzeugt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in solchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, so brachte ich nur sehr lakonisch vor, daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir schieden, wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich wechselseitige gerade herauspräche was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, das das Erste und Letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Unterwegs, vom 4. bis 6. Juni.

Da ich diesmal allein reise habe ich Zeit genug, die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geschieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafteste der Bemerkungen hervor, und wenn die Reise dem, der sie vollbracht hat, in einem Flusse vorüberzuziehen scheint und in der Einbildungskraft als eine stetige Folge hervortritt, so fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich sey. Der Erzählende muß alles einzeln hinstellen: wie soll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deshalb konnte mir nichts Tröstlicheres und Erfreulicheres

begegnen, als die Versicherungen eurer letzten Briefe, daß ihr euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen leset und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß, daß dadurch meine Briefe gewinnen, ist mein höchster Trost. Hättet ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Daß treffliche Männer, wie Bartels, Münter, Architekten verschiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke sorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig seyn. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Kunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenn ich seine Vorgänger, so werd ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten, und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Filippo Neri, der humoristische Heilige.

Filippo Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines solchen ist glücklicherweise aufbewahrt in des Fidanza Teste Scelte Tom. V. Bl. 31. Man würde sich keinen tüchtigern, gesundern, geradfinnigern Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edeln Familie wird er in allem Guten und Wissenswerthen der Zeit gemäß unterrichtet, und endlich, um seine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommenen Jüngling: sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen

ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt, ergiebt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edeln, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen, brünstiges Beten zu Herannöthigung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuss des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern. In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklöpfen verursachen und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit: sie erweisen sich unermüdet, die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen, und scheinen ihre Studien hintanzusezen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohlthätigen Zwecken; genug, sie geben und helfen immer und behalten nichts für sich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um dasjenige, was Wohlthätigkeit ihnen zuweist, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft als daß man nicht hätte suchen sollen, sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Local, sie erbat sichs bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden seyn mochten. Nach einem kurzen, stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man besprach sich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immersort einer aufmerksamen Versorgung der Kranken, dem Dienst in Hospitalern, dem Beistande der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei diesen Verhältnissen keine Beschränkung vorwaltete und man eben so gut kommen als gehen konnte, so vermehrte sich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, so wie sich denn auch jene Versammlung ernster und umsichgreifender beschäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgelesen, Kirchenväter und Kirchengeschichte stellenweise zu Rath gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu sprechen das Recht und Pflicht hatten.

Diese fromme, tagtägliche, ja familiär praktische Behandlung der höchsten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerksamkeit, nicht allein unter Einzelnen, sondern sogar unter ganzen Körperschaften. Man verlegte die Versammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche, der Zugang vermehrte sich; besonders zeigte sich der Orden der Dominicaner dieser Art sich zu erbauen sehr geneigt, und schloß sich zahlreich an die sich immer mehr ausbildende Schar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf denselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgesetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken lässt, so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegen zu kommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio, welches, hoch und breit gelegen, in solchen Tagen die angenehmste Dertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahreszeit alles jung erscheinen sollte, trat, nach stillen Gebeten, ein hübscher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt; Gebete folgten, und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war als die Musik damals weder ausgebreitet, noch ausgebildet gefunden ward, und hier vielleicht zum erstenmale ein religiöser Gesang in freier Lust sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend, vermehrte sich die Congregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann,

das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte, und auf gleiche Weise fortwirkte bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Platzes Navona ein Kloster als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung, Gotteswort, das will sagen heilig edle Gesinnungen, dem gemeinen Verstande, so wie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergezt, und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags; und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich künftighin, diesen unschuldigen Functionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächst mittheilen, in Gemüth und Gedanke vorüberwalten läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle, in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer ans Weltliche gränzte. Wie denn nur wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten, und nur so viel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden als nöthig, Beichte zu sitzen und das Messopfer zu verrichten. Und so war denn auch Filippo Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden ohne sich zum Priesterthum zu melden: denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie zwar hochgeehrt, aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden: sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissensache, die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch: nun hatte die Kirche flüglig einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der, unabhängigen Geistes bisher, auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Übergang zur Priesterschaft,

scheint auf sein äuferes Benehmen nicht im mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung, und lebt in einem schlechten Klösterchen mit andern kümmerlich zusammen. So giebt er die bei großer Theurung ihm verehrten Brote einem andern, bedürftigern, und setzt seinen Dienst gegen Unglüdliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Messopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hände in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint, als zöge ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er, und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, erzeugt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende schwelgerische Weise. Vor Leidenschaft heißt er in den Kelch, indes er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt des kurz vorher gleichsam gierig verschlungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wundersamen, aber immer höchst verständig praktischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte den Menschen wunderlich und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm dieses in dem Laufe seines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Priester geweiht ist, und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast, in einem armseligen Kloster behilft, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unablässig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen, er sei ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem jeden dieser Art angeborene Herrische zu beherrschen, und in Entzagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz seines Daseyns zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erscheinen, und dadurch in Gott und

göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heiligen Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu seyn.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen, in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß seyn, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vor-aus zu kosten, und den bittern Kelch der Erfahrung, ehe er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Gränzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geschichtchen wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, so wie diese Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahezu unerträglich fallen müßten. Deswegen denn auch nicht alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Ehe wir aber uns auf dergleichen wunderbare und dem Leser gewissermaßen unwillkommene Erzählungen einlassen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenossen ihm zugestehen und höchst rühmen. Er habe, sagen sie, Kenntnisse und Bildung mehr von Natur als durch Unterricht und Erziehung erhalten: alles, was andere mühsam erwerben, sey ihm gleichsam eingegossen gewesen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geister zu unterscheiden, Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu würdigen und zu schätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharffinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geist der Wahrsagung zuschreiben müssen. Auch ward ihm

eine entschiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiäner sich des schönen Wortes attrattiva bedienen, kräftig verliehen, die sich nicht allein auf Menschen erstreckt, sondern auch auf Thiere. Als Beispiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes sich ihm angeschlossen und durchaus gefolgt sey, auch bei dem ersten Besitzer, der ihn lebhaft zurückgewünscht, und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weise verbleiben wollen, sondern sich immer zu dem anziehenden Manne zurück begeben, sich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehrern Jahren in dem Schlafzimmer seines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieses Geschöpf veranlaßt uns nun, auf jene Prüfungen, zu denen es selbst Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es ist bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt und wahrscheinlich auch in Rom höchst schimpflich gewesen. In dieser Rücksicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen; auch mußten seine Schüler dasselbe auf den Armen durch die Straßen tragen, und sich auf diese Weise dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er seinen Schülern und Genossen andere unwürdige Neuerlichkeiten zu. Einem jungen Römischen Fürsten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angesonnen, er solle mit einem hinten angehefteten Fuchsschwanz durch Rom spazieren, und als er dies zu leisten sich weigerte, die Aufnahme in den Orden versagt. Einen andern schickte er ohne Ueberkleid und wieder einen mit zerrissenen Ärmeln durch die Stadt. Dieses letztern erbarmte sich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Ärmel an, die der Jüngling ausschlug, nachher aber, auf Befehl des Meisters, dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen, gleich Taglöhnnern die Materialien herbeizuschaffen und sie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geistige Behagen, das der Mensch an sich empfinden möchte, zu stören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner sich darin selbst zu gefallen schien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an seiner Stelle weiter zu

sprechen, befahl auch wohl weniger fähigen Schülern ungesäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, so unerwartet angeregt, sich aus dem Stegreife besser als je zu erweisen das Glück hatten.

Man versehe sich in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und den wüsten Zustand, in welchem Rom unter verschiedenen Päbsten wie ein aufgeregtes Element erschien, und man wird eher begreifen, daß ein solches Verfahren wirksam und mächtig seyn mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorsam dem innersten Wollen des Menschen die große Gewalt verlieh, trotz allem Neuherrn sich zu erhalten, um allem was sich ereignen konnte zu widerstehen, da es befähigt, selbst dem Vernünftigen und Verständigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entsagen.

Eine merkwürdige, obgleich schon bekannte Prüfungsgeschichte wird man hier wegen ihrer besondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloster auf dem Lande thue sich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unser Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen: er sieht sich auf sein Maulthier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber schneller zurück als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung seines geistlichen Gebeters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, diese thut keine Wunder: denn es fehlt ihr an der ersten Christlichen Tugend, der Demuth. Ich komme, durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet, im Kloster an; ich lasse sie in Euerm Namen vor mich fordern; sie erscheint, und ich reiche ihr statt des Grusses den Stiefel hin mit der Andeutung, sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück, und mit Schelten und Zorn erwiedert sie mein Unfassen: für was ich sie halte! ruft sie aus: die Magd des Herrn sey sie, aber nicht eines jeden, der daher komme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhob mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor Euch, und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden.“ Lächelnd beließ es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er sich aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbstverläugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße, und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Filippo Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick, und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indes das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Männer sich dergestalt zutrinken. Filippo Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen dürste verdroffen haben, sagte darauf: Ihr habt mich geprüft; nun ist die Reihe an mir! und drückte zugleich sein vieredtes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fortging und sagte: Wenn mirs einer vom Kopf nimmt, so mögt ihrs haben! Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen und dennoch die größten sittlichen Wirkungen herzorzubringen, bedurfte es eines Mannes wie Filippo Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden, die sie verschwiegen, Mängel, die sie nicht beachtet hatten. Sein brünstiges ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand, in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs Gefühl, vorbilden möchte; wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Messopfers vor dem Altare wollte emporgehoben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefährlichsten Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührte.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildung-

kraft gewidmeten Zustände war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz auszubleiben schien. Oben zwischen dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder sieht wohl einmal der fromme Mann in äffischer Ungeßtalt ein widerwärtiges Wesen herumhüpfen, das aber auf sein Geheiß alsgleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelheit ist wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungern ein geistlicher Dünkel, der schlimmste und hartnäckigste von allen, gewöhnlich entspringe, versichert sie deshalb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Schönheit gewiß eine teuflische, häßliche Finsterniß verborgen liege. Dieses zu erproben, gebietet er ihnen, bei der Wiederkehr einer so holdseligen Jungfrau ihr gerade ins Gesicht zu speien; sie gehorchen, und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtseyn oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinkt geboten haben; genug, er war sicher, daß jenes Bild, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Fraze sich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtseyn der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehrern Menschen ausgetheilt, mancher kann sich derselben ein- und das anderemal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dieß ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene, unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine solche nach unabhängigem, gränzenlosem geistigen Wirken sich hinsehnende und hingetriebene Natur, wie sie durch die streng umfassenden Römisch-kirchlichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heiligen Xaverius unter den abgöttischen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehen gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen, und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater redete ihnen ab, und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsmäses Indien zu finden, und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sey. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sey. Mag also der würdige Neri und seine Gesellen, hierdurch beschwichtigt, innerhalb Roms ein wohlthätiges, wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, so viel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Complication der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Gränzenloses, der gleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, das sich aufdrängt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt, und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berühring, ja zur Vereinigung bringt: gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unseres Mannes, so wird es uns faßlich scheinen, was ein solcher, der beinahe ein ganzes

Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unablässig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden, kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichsten anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun wie er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging, und sein Tod nur bekräftigen konnte was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deshalb auch, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war, an Pabst Clemens VIII. die Frage brachte ob man mit der Untersuchung — dem sogenannten Proceß, welcher einer Seligsprechung vorausgeht — den Anfang machen dürfe, dieser die Antwort ertheilte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird.

Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päbste erlebt, indem er, unter Leo X. geboren, unter Clemens VIII. seine Tage beschloß; daher er denn auch seine unabhängige Stellung gegen den Pabst selbst zu behaupten sich anmaßte, und als Glied der Kirche sich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichstellte, aber im einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Cardinalswürde durchaus abschlug, und in seiner Chiesa nuova, gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obern Schutzherrn unartig zu be tragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den früheren rohern Zeiten seltsam genug gestaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden als

durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupt der Römisch-katholischen Kirche.

Memorial des Filippo Neri an Clemens VIII.

Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn, daß die Cardinale mich zu besuchen kommen, und besonders gestern Abend die Cardinale von Florenz und Tusano? Und weil ich ein bißchen Manna in Blättern nöthig hatte, so ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hospital eine große Quantität geschickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht, und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig schien: denn da Sie Pabst sind, so sollten Sie die Demuth selber seyn. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht, sich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott, und besucht mich gar manchmal: Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und rechtschaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesina, eine sehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte? Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun, wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi schaffen will. Sie ist die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Pabst sein Wort hält. Deswegen übergeben Sie mir gedachtes Geschäft, und so, daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne; um

so mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird. Und mit der größten Demuth, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papstes, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Cardinale Dieselben so oft besuchen, wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind, welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen ist, Dieselben zu sehen, darauf sagt Er: daß es Ew. Chriwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen so oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei den guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denselben aber, daß Sie sich wahren, und nicht Beichte sitzen ohne seine Erlaubniß. Kommt aber unser Herr, Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Nothdurften der Christenheit.

Allgemeine Betrachtung.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freisinnigen, heitern Wirkungen war sie gelangt. Was aber sich in der edeln menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menschenfinn gegen die plumpen Unmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem, freiem Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die grausamste Weise zu Grunde.

Im Süden selbst suchten edlere, schönere Geister sich von der Gewalt der allbeherrschenden Kirche loszulösen, und wir glauben an Filippo Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann seyn, auch ein Heiliger werden könne ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Pabstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der Römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr loszuhalten, wird ihm deshalb unmöglich. Wie lange zaudert er bis er sich in den Priesterstand begiebt! wie löst er sich ab von allem kirchlichen Schlendrian, und wie sucht er die Lehre heiter-sittlich und einwirkend-praktisch zu machen!

Daß er zuletzt den Cardinalshut entschieden verschmäht auf eine den Pabst beleidigende Weise, zeugt, wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komischen troitzige Correspondenz, womit wir unsern Vortrag schlossen, ein lebendiges Zeugniß, und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann heinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig, einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenosßen des Weltkönigdes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen beiden ausführlicher behandelt werden, und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen, edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben!

Zweiter Aufenthalt in Rom.

Longa sit huic aetas dominaeque potentia terrae,
Sitque sub hac oriens occiduusque dies.

Juni.

Correspondenz.

Rom, den 8. Juni 1787.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Fronleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein; nicht sowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Natur-scene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowohl das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch hie und da durch abgeschmacktes Einzelne den innern Sinn verlegt, sondern die Anschauung der Teppiche nach Raphaels Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichsten, die ihm am gewisstenen ihren Ursprung verdanken, sind zusammen ausgebreitet; andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene, schließen sich nicht unwürdig an, und bedecken die gränzenlosen Räume.

Rom, den 16. Juni.

Läßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig, und nehme von allen Seiten ein, und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli, und habe eines der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Complex der Landschaft zu den Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht.

Am letzten Posttage habe ich versäumt zu schreiben. In Tivoli war ich sehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe auch wohl, was und wie man studiren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung! Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an mir lieb zu werden: bisher habe ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Ahnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ichs nie so innig sehn als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe verschiedenes, bezüglich auf Kunst und Nachahmung, bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniele da Volterra im Kloster an der Porta del Popolo

entdeckt; die Geistlichen wollten es für tausend Scudi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm, und später Tischbein die ihm contracimäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorstellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom, den 20. Juni.

Nun habe ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich scheide, werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug!

Der Hercules Farnese ist fort; ich habe ihn noch auf seinen echten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten von Porta hat so lange gut finden können. Es ist nun eines der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles, was er von Kunstsachen besitzt, das Herculaneische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farnesesche Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese soll nach Neapel wandern, und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie die Caraccische Galerie aus dem Palaste mitnehmen, sie thätens auch.

Rom, den 27. Juni.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Poussins, Claude's, Salvator Rosas Arbeiten zusammenhängen. Er sagte

mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über diese Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament studirt. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Galerie eben dieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles, was er mir sagte, hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage: jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen, und das Thunliche thun, da ich so lange, verdient und unverdient, das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich! Mit den Menschen habe ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tischbein ist sehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen solchen Zustand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von diesem auch wunderbaren Menschen. Mein Porträt wird glücklich; es gleicht sehr, und der Gedanke gefällt jedermann. Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdriest sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will; es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir.

Rom, den 30. Juni.

Das große Fest St. Peter und Paul ist endlich auch herangekommen; gestern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Castell gesehen. Die Erleuchtung ist ein Anblick wie ein ungeheures Märchen; man traut seinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht wie sonst bei und mit den Sachen sehe was nicht da ist, so müssen mir so große Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll. Ich habe auf

meiner Reise etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieses darf allerdings unter den ersten stehen. Die schöne Form der Colonade, der Kirche und besonders der Kuppel, erst in einem feurigen Umrisse, und wenn die Stunde vorbei ist, in einer glühenden Masse zu sehen, ist einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in diesem Augenblicke nur zum Gerüste dient, so wird man wohl begreifen, daß etwas Ähnliches in der Welt nicht seyn kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond schien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein; zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth gesetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöscht. Das Feuerwerk ist wegen des Ortes schön, doch lange nicht verhältnismäßig zur Erleuchtung. Heute Abend sehen wir beides noch einmal.

Auch das ist vorüber. Es war ein schöner, klarer Himmel und der Mond voll; dadurch war die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Märchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstskenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring ich wieder euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen sollte, wie mir auch wieder alles diesen Monat hier geglückt ist, ja, wie mir alles auf einem Teller ist präsentirt worden, was ich nur gewünscht habe. Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle habe ich genug; ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur Ein Rom in der Welt, und ich befindet mich hier wie der Fisch im Wasser, und schwimme oben wie eine Stükkel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel ist jetzt herrlich heiter, so daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Castello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, ist eine immer heitere reine Luft. Da ist eine Natur zu studiren!

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuständen, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte, und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen ansänge, so finde ich auch Freundes-Briefe mir unter der Hand, welche hierzu noch vorzüglicher dienen möchten. Deshalb ich denn solche briefliche Documente hie und da einzuschalten mich entschließe, und hier sogleich damit beginne, von dem aus Rom scheidenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaftesten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leser sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Charakter des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt, und wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen möchte, doch immer so in seinem Bestreben als in seinem Leisten ein dankbares Crinnern verdient.

Tischbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Velletri speisten wir bei Cardinal Borgia und besahen dessen Museum, zu meinem besondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im erstenmal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reisten wir wieder ab, durch die Pontinischen Sumpfe, die mir diesesmal auch viel besser gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine anmuthige Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sumpfe, wo die Post wechselt. Während der Zeit aber, als die Postillons alle Beredsamkeit anwendeten, uns Geld abzunöthigen, fand ein muthiger Schimmelhengst Gelegenheit, sich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte.

Es war ein schneeweißes schönes Pferd von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, hakte mit den Borderfüßen nach dem, der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß alles aus Furcht bei Seite trat. Nun sprang er übern Graben und galoppirte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schwanz und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in freier Bewegung war so schön, daß alles ausrief: Che bellezza! che bellezza! Dann lief er nahe an einem andern Graben hin und wieder, und suchte eine schmale Stelle, um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuspringen, und nun setzte er unter die Stuten, die ruhig grasten. Die erschraken vor seiner Wildheit und seinem Geschrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte. Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese, von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo der weiße Hengst immer

drunter herumsprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es fauste die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überhinslog. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einem Klump, bald getheilt, jetzt zerstreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen auffstieg, verlosch das Licht unserer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig, wegen der Furcht, welche ihnen der Marchese Lucchesini eingejagt hatte: sie gaben uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders Nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens, und indessen man den Paß an die letzte Römische Wache vorzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spazieren, und erblickte den größten Effect: der dunkle Fels, vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte. Da oben auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genserichs zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken: ich fühlte des unglücklichen Conradins Sehnsucht sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich alle in dieser Gegend geängstigt hatten.

Schön war es, nun fernerhin an dem Berg, zwischen den großen herabgerollten Felsklumpen am Saume des Meeres im Mondlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorteile der Citronenwälder vermißte man: sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte

scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johanniskrotbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Überbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden seyn, eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an dem erfreulichen Meerbüsen zu Molo di Gaëta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück; das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg; die andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert — denn er eilte nach Caserta — und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wäre ein Glück, wenn man das übrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig seyn mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder aufs neue ein Tisch bereit: ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders vieles durch Meerinsecten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches. Ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit, daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik, der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe

nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief, daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah, und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelassen hatten, es war schon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unseres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein anderes an die Stelle zu nehmen. Da aber dieses geschehen war, und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nahe bei Neapel, und konnten doch unsere Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab ich nun alle unsere Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, dasselbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause; vorgestern war ich mit Ritter Hamilton zu Posillipo auf seinem Lusthause. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere: das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach vieles mit ihm, sowohl hier im Haus als auch da wir auf dem Meer spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich so viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde, damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelica und Reiffenstein!

N. S. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesunder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht; aber die Sonne hat viel

mehr Kraft: die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewässer gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätt ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärm, eine solche Volksmenge, die nur da war um Eßwaaren einzukaufen, habe ich in meinem Leben nicht gesehen; aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahreszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 500000 Menschen im Schmausen begriffen sind, und das auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefrissen ist worden, daß ich erstaunt bin; ein sündiger Ueberfluß war da. Kniep saß auch dabei und übernahm sich so von allen den leckeren Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sicilien gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld theils aus Nebelbefinden theils aus Vorsatz gefastet und so gut als gehungert.

Heute ist schon alles aufgefressen worden was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sey die Straße wieder so voll als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die sogar über die Straße in Guirlanden hinüberhängen, die Würstchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden; die Welschen Hähne haben alle eine rothe Fahne im Hintern stecken: deren sind gestern dreißigtausend verkauft worden; dazu rechne man die, welche die Leute im Hause fett machen. Die Zahl der Esel, mit Kapaunen beladen, so wie der andern mit kleinen Pomeranzen belastet, die großen auf dem Pflaster aufgeschütteten Haufen solcher Goldfrüchte erschreckten einen. Aber am schönsten möchten doch die Boutiquen seyn, wo grüne Sachen verkauft werden und die wo Rosinen-Trauben, Feigen und Melonen aufgesetzt sind: alles so zierlich zur Schau geordnet,

dass es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen giebt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff, welches die Corallenfischer begleitete. Die Türken sahen dieses Christliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen, aber sie fanden sich betrogen, denn die Christen waren stärker, und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem Christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem Türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet. Von den Christen ist kein einziger geblieben: die Madonna hat sie beschützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig, die vielen tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beschauen, besonders die Mohrin. Es fanden sich verschiedene Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten; aber der Capitän will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miss Harte, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin sah, fing sie auch an zu weinen; die Miss wollte sie kaufen, der Capitän aber hartnäckig sie nicht hergeben. Jetzt sind sie nicht mehr hier; die Zeichnung besagt das weitere.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabströmende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck

reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Fronleichnamstag aufgehängt, uns an Raphael, seine Schüler, seine Zeit auf das Glänzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit stehendem Zettel, Hautelisse genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei oder auf sonst eine Weise fertig gemacht und sodann durch besonders gearbeitete Zwischenstücke zusammenge setzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorstühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas ähnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammengesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnstäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare Chinesische Teppiche, auf gleiche Weise gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch Orientalische Muster veranlaßt, hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts diese kunstreiche Technik schon aufs höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück, und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommenen, in Byzantinischem Sinne gemodelten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem, besonders auch ästhetischem Sinn freie Geist Leo X. mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf seine Veranlassung fertigte Raphael die Cartone: glücklicherweise solche Gegenstände, welche Christi Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Fronleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen: hier machten sie Colonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes uns entschieden vor Augen stellen, und uns das glücklichste Beispiel

geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raphaelschen Cartone, wie sie bis jetzt in England verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt: einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere mögen nach seinen Zeichnungen, seiner Angabe, andere sogar erst nachdem er abgeschieden war, gefertigt seyn. Alles bezeugte große, übereintreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dieß giebt uns Veranlassung, über die Tendenz der deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog, und wovon schon damals leise Spuren sich bemerkten ließen.

Mit einem talentreichen, zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichien verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt: man wagt es zwar nicht sich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen was er geleistet hat. Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann: denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurückwenden, und uns mit dem Strebenden, dem Verdenden vergleichen.

Dieß ist die Ursache, warum die deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aeltern, Unvollkommenen wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Kehren wir zu Raphaels Cartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind: sittlicher Ernst, ahnungsvolle Größe walten überall und, obgleich hie und da geheimnisvoll, werden sie doch denjenigen durchaus klar, welche von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben, die er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine, dem Marc Anton nicht unbillig zugeschriebene Kupferstich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphaels, die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienst leisten.

Wenig Compositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchstwichtige Handlung in ihrer vollkommensten Mannigfaltigkeit auf das klarste dargestellt.

Die Apostel, als fromme Gabe das Eigenthum eines jeden in den allgemeinen Besitz dargebracht erwartend, die heranbringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende gräßlich bestraft: eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht, und welche wieder durch die Erfordernisse des Darzustellenden nicht sowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerlässliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannigfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende sehn würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung auszeichnen. Zwei männliche Personen, welche herankommend zusammengepakte Kleidungsstücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem heitern Gesichte aus der rechten Hand Geld in die Linke zählt; und sogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „Die Linke soll nicht wissen was die Rechte giebt,” und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint sey, welche das den Aposteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzu behalten, welches ihre heiter listige Miene anzudeuten scheint. Dieser Gedanke ist erstaunenswürdig und furchtbar, wenn man sich ihm hingiebt. Vor uns der Gatte, schon versenkt und bestraft, am Boden in gräßlicher Zuckung sich windend; wenig

hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin, sicher arglistig sinnend, die Göttlichen zu bevortheilen, ohne Ahnung, welchem Schicksal sie entgegenseht. Überhaupt steht dieses Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns dessen Auflösung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antoniischen Kupfers nach einer gleich großen Zeichnung Raphaels und des größern von Dorigny nach dem Carton führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein solches Talent bei einer zweiten Behandlung derselben Composition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

Juli.

Correspondenz.

Rom, den 5. Juli.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich; wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin, ihn zu genießen oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andere, nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestäubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin sehn mag. Wie nöthig ists, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben! Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwabacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause, und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flüssartige weg, und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, daß ein Uebel juckt als daß es reift und zieht. Im Zeichnen fahre ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architectur angefangen ernstlicher zu treiben, es wird mir alles erstaunend leicht; das heißt der Begriff: denn die Ausübung erfordert ein Leben. Was das Beste war, ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension; ich hatte nichts zu verlangen, als ich herkam. Und nun dringe ich nur darauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen. Ohne Nachahmung ist dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gipsköpfe

sezzen. Die rechte Methode wird mir von Künstlern ange deutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist. Am Anfang der Woche konnte ichs nicht absagen hie und da zu essen. Nun wollen sie mich hier- und dahin haben; ich lasse es vorübergehen, und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hause, ein wackerer Schweizer sind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reiffenstein gehe ich auch: überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand ist, dem ich mich eröffnete. Lucchesini ist wieder hier, der alle Welt sieht und den man sieht wie alle Welt: ein Mann, der sein Metier recht macht, wenn ich mich nicht sehr irre. Nächstens schreibe ich dir von einigen Personen, die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont ist in der Arbeit, und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Act ist ins Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu röhren brauche.

Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht säumen. Wie du dir leicht denken kannst, habe ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an: das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke was will man sagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken: drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe! gönnt mir sie durch den Beifall eurer Liebe!

Ich muß diesmal schließen und wider Willen eine leere Seite schicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich eingeschlafen.

Rom, den 9. Juli.

Ich will künftig einiges die Woche über schreiben, daß nicht die Hitze des Posttags, oder ein anderer Zufall mich hindere, euch ein vernünftiges Wort zu sagen. Gestern habe ich vieles gesehen und wieder gesehen: ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblätter sind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moore, einem Landschaftsmaler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündflut gemalt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß andere ein offenes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Wasser giebt, hat er ein geschlossenes hohes Bergthal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nähert, und dadurch, daß es hinten quervor zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen furchterlichen Effect. Es ist gleichsam nur grau in grau gemalt: das schmutzige, aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich aufs innigste; das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheueren Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt wie ein trüber Mond durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hilflose Menschen retten, in dem Augenblick, daß die Flut heranschwält und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß; es kann 7—8 Fuß lang und 5—6 Fuß hoch seyn. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sage ich gar nichts.

Drei volle Tage war Fest auf Ara celi wegen der Beatification zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Decoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nahe gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitols abgebrannt. Das Ganze zusammen mache sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren

Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich, und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig: mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren ausschrieb; man wird vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom, den 16. Juli.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht, denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Zithern und Violinen spielend, mit einander wechselnd, auf und ab gehen. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelica in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab ich die bunten Copieen dieser Bilder in meinem Zimmer mit euch angesehen! Es fiel mir recht auf, da ich sie eben durch jene Copieen fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie ist das Schönste was ich von Decoration kenne, so viel auch jetzt dran verdorben und restaurirt ist.

Heute war Thierheze in dem Grabmal des August. Dieses große, inwendig leere, oben offene, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenheze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftausend Menschen fassen können. Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut.

Dienstag den 17. Juli

war ich Abends bei Albacini, dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den Farnesischen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein

Torso eines sitzenden Apoll, und hat an Schönheit vielleicht nicht seines Gleichen; wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Alterthum übrig sind.

Ich speiste bei Graf Fries; Abbate Casti, der mit ihm reist, recitirte eine seiner Novellen, der Erzbischof von Prag, die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön, in Ottave rime geschrieben ist. Ich schätzte ihn schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Act gelesen habe; auch ein ganz allerliebstes Werk.

Graf Fries kaufst viel, und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica schon 450 darauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut sie's beide. Es ist ein unglaublich schön Bild; man hat keine Idee von so etwas ohne es gesehen zu haben.

Und so kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorschein, was zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet sich gut aus; mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dienstag soll es so heiß gewesen seyn als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont ist schon bis in den vierten Act gediehen; ich hoffe, er soll euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu seyn, und ich schicke ihn gleich an Herder ab.

Gezeichnet und illuminirt wird fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehen, nicht die kleinste Promenade machen ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtniß füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände.

Rom, den 20. Juli.

Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken

können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen möchte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andere, nah verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden möchte als dazu erforderlich wird. Da ich die Glückseligkeit genieße, sehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung nothwendig und unerträglich. Nun dächt ich, wäre Zeit und Stunde da, sich zu corrigiren. Ich bin im Lande der Künste: laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh und Freude haben, und an was anderes gehen können!

Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Menschen aller Art, denen es Ernst ist, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man sich unterhaltend gar bequem und schleunig weiter bringen kann. Gott sei Dank, ich fange an von andern lernen und annehmen zu können.

Und so befindet mich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Möchtet ihr es an meinen Productionen sehen, und meine Abwesenheit preisen. Durch das, was ich mache und denke, hängt ich mit Euch zusammen; übrigens bin ich freilich sehr allein und muß meine Gespräche modifizieren. Doch das ist hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Interessantes zu reden hat.

Mengs sagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Styl mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, das Größte wäre was der Mensch sich denken könnte. Und durch jenen Torso eines Apoll oder Bacchus, dessen ich schon gedacht, scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu seyn. Mein Auge ist nicht genug gebildet um in einer so delicaten Materie zu entscheiden; aber ich bin selbst geneigt, diesen Rest für das Schönste zu halten was ich je gesehen habe.

Leider ist es nicht allein nur Torso, sondern auch die Epiderm ist an vielen Orten weggewaschen: er muß unter einer Traufe gestanden haben.

Montag den 23. Juli

bestieg ich Abends die Trajanische Säule, um des unschätzbarer Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt sich das Coliseum ganz herrlich aus; das Capitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die sich anschließt. Ich ging erst spät und langsam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag den 24. Juli

nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit demilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen schönen und mannigfaltigen Gegenstände zu bereichern. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Säule, den Palast Chigi vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter schwarz, vor dem hellern Nachthimmel mit einem weißen, glänzenden Piedestal. Und wie viel andere unzählige schöne einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an! Aber wie viel dazu gehört, sich nur einen geringen Theil von allem diesem zuzueignen! Es gehört ein Menschenleben dazu, ja das Leben vieler Menschen, die immer stufenweise von einander lernen.

Mittwoch den 25. Juli.

Ich war mit dem Grafen Fries, die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino zu sehen.

Freitag den 27. Juli.

Uebrigens helfen mir alle Künstler, alt und jung, um mein Talentchen zuzustützen und zu erweitern. In der Perspective und Baukunst bin ich vorgerückt, auch in der Composition der Landschaft. An den lebendigen Creaturen hängts noch, da ist ein Abgrund; doch wäre mit Ernst und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert sagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Personen dazu, die mir hier manches Vergnügen verschafft haben, und ließ durch die Sänger der komischen Oper die besten Stücke der letzten Intermezzos aufführen. Federmann war vergnügt und zufrieden.

Nun ist mein Saal schön aufgeräumt und aufgeputzt: es lebt sich bei der großen Wärme aufs angenehmste darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht sehr heiße Tage gehabt.

Sonntag den 29. Juli

az ich bei Angelica; es ist nun schon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgast bin. Vorher fuhren wir nach dem Palast Barberini, den trefflichen Leonardo da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm selbst gemalt, zu sehen. Mit Angelica ist es gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstdenkenntniß so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich, und unglaublich bescheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzosen, der seine Zeit und sein Geld anwendet, eine Geschichte der Kunst von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu schreiben. Die Sammlungen die er gemacht hat, sind höchst interessant. Man sieht, wie der Menschengeist während der trüben und dunkeln Zeit immer geschäftig war. Wenn das Werk zusammenkommt, wird es sehr merkwürdig seyn.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter

Künstler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt; dadurch gewöhnt sich Auge und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie. Überhaupt geht es gut fort; ich treibe nur wie immer zu viel. Mein größte Freude ist, daß mein Auge sich an sichern Formen bildet, und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Übung käme nun alles an.

Sonntag den 29. Juli

war ich mit Angelica in dem Palast Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen ersten Römischen Briefen einer Meduse erinnern, die mir damals schon so sehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude giebt. Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen. Wie gern sagt ich etwas darüber, wenn nicht alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre! Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäm ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte! Wenn es möglich ist, einen guten Gipsabguß von dieser Meduse zu haben, so bring ich ihn mit; doch sie müßte neu gesformt werden. Es sind einige hier zu kaufen, die ich nicht möchte, denn sie verderben mehr die Idee, als daß sie uns den Begriff gäben und erhielten. Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30. Juli

blieb ich den ganzen Tag zu Hause und war fleißig. Egmont rückt zum Ende; der vierte Act ist so gut wie fertig. Sobald er abgeschrieben ist, schick ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mirs sehn, von euch zu hören, daß ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen! Abends war ein kleiner

Ball in dem Garten hinter dem Hause, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die Italiänischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten: vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Alter vertrocknet, und es gab mir diese kleine Feierlichkeit kaum so viel Interesse, um sie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte sind ganz unglaublich schön; der Aufgang, ehe sich der Mond durch die Dünste heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Ingilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen sind immer Partieen auf der Straße, die singen und spielen; man hört manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Concert.

Dienstag den 31. Juli

wurden einige Mondscheine aufs Papier gebracht, dann sonst allerlei gute Kunst getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann spazieren, und wir stritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael: ich hielt die Partie des ersten, er des andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonardo da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören Namen zu seyn, und lebendige Begriffe des Werthes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden!

Nachts in die komische Oper. Ein neues Intermezzo: L'Impresario in angustie ist ganz vortrefflich, und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiele seyn mag. Ein Quintett, da der poeta sein Stück vorliest, der impresario und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Castraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen

mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schriftlicherweise vorzubereiten, halte für nöthig einige Stellen aus dem Vorhergehenden, welche dort, im Lauf der Ereignisse, der Aufmerksamkeit möchten entgangen seyn, hier einzuschalten, und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, den 17. April 1787.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein ehe ich michs versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glassfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sey, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seyen. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte

sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut! warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sehn müssen, das heißt die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa male rische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sey hier, ferneres Verständniß vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen: es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sey nun aus uns selbst entsprungen oder von

andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesamtheit vorausahnen was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenummen und getrieben worden und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken: Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern von Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintrtenden Samenreife war es mir wichtig zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus Opuntia, und sah mit Vergnügen, daß er ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthielt, sodann aber, bei ferner Wuchse, sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes: ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte, und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mirs nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen, und die Samen umher zerstreut. Die Trockene des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken

fürzer oder länger in dem alten Rom fortwachsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf: sie hoben sich, wie in einem Ei eingeschlossen, empor, warfen aber diese Haube bald ab, und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Steiffenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er der gleichen Stedlinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte.

Am auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Melkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichert: dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert, und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwicklung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zur Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im Stillen gehalten, und von aller höhern zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, beginnen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Societät auf uns richtete.

Die Sache verhielt sich aber also. Angelica kam nie ins Theater; wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Unmuth und Gewandtheit der Sänger, so wie die Wirksamkeit der Musik unseres Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten als sie solcher Genüsse theilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Burh, der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concertmeister Kranz, ein geübter Violinist, in herzoglich Weimarschen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musikküstigen, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madam Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reiffenstein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einzuladen zu können. Juden und Tapeziere hatten den Saal geschmückt, der nächste Kaffewirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten, und als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja, was das Auffallendste war, ein großer mit einem Orchester von Musikkfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsren Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere Bassstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiederten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und Federmann ver-

sicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufälligen gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige, aber doch stille Wohnung dem Palast Nondanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich. Ein reicher Milordo, hieß es, müsse da eingezogen seyn; niemand aber wußte ihn unter den bekannten Persönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit baarem Gelde geleistet werden, so würde dasjenige, was hier von Künstlern Künstlern zu Liebe geschah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Kosten verursacht haben. Wir setzten nun zwar unser voriges stilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab jedoch auch die Ankunft des Grafen Friesz sodann neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Casti bei sich, welcher durch Vorlesung seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte: sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen, übermäßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so gut gesinnter, reicher Kunstsiebhaber nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde. Der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steines machte viel Reden und Verdrüß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Mithras vorstelle. Das Gegenbild steht jetzt im Museo Pio-Clementino; beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschäften allein, die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnte es nicht fehlen, daß er von mancherlei Nebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthaltes verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche

Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Fries fanden sich außer den Kunsthändlern auch wohl der Art Literatoren, wie sie hier in Abbétracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Raum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen, und sich über ein- und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar, und ohne weiteres, die Frage vernehmen, ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größern Dichter halte. Antwortete man, Gott und der Natur sey zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die erstenmale suchte ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verding nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun eben dasselbe immer fort und fort sich wiederholte und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen Gegenstände zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man, ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.

Viel schlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geist und wirklichem Anteil an jenem außerordentlichen Manne nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum besten auf, indem er ganz unbewunden versicherte, jeder Ausländer müsse Verzicht thun auf das Verständniß eines so außerordentlichen Geistes, dem ja selbst die Italiäner nicht in allem folgen könnten. Nach einem Hin- und Wiederreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich sagte, ich müsse bekennen, daß ich geneigt sey, seinen Neußerungen Beifall zu geben: denn ich habe nie begreifen können, wie man

sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog. Dies eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde; er versprach mir sogar einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht, und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sey, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging, der Mensch sey ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbeins Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er sich daselbst hervorhat. In halben Figuren sah man darauf Drest, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird, und die ihn bisher verfolgenden Furien so eben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß der Miss Harte, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Ähnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

August.

Correspondenz.

Rom, den 1. August 1787.

Den ganzen Tag fleißig und still wegen der Hitze. Meine beste Freude bei der großen Wärme ist die Überzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutschland haben werdet. Hier das Heu einführen zu sehen ist die größte Lust, da es in dieser Zeit gar nicht regnet, und so der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn sie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten sichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti spaziert und frische Luft im Mondscheine genossen. Die Mondscheine sind hier, wie man sich sie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont ist fertig; im nächsten Brief hoffe ich dir den Schluß des Stücks anzukündigen.

Ohne Datum.

Bei meiner Rückreise durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache ist weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menschen, die sich bisher damit abgegeben, sind mir verdächtig. Marktschreier, große Herren und Propheten, lauter Menschen, die gern viel mit wenigem thun, gern oben sind u. s. w.

Wir haben die famose Hexenepoche in der Geschichte, die mir psychologisch noch lange nicht erklärt ist: diese hat mich aufmerksam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Hexen beim Magnetismus einfallen, ist eine etwas weite Ideenassocation, die ich auf diesem Blättchen nicht ausführen kann.

Gestern nach Sonnenuntergang — man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen — war ich in der Villa Borghese. Wie hab ich dich zu mir gewünscht! Gleich vier herrliche Tableaus hab ich gefunden, die man nur abschreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Auf eben dem Spaziergange machte ich Anstalten, Egmont zu endigen. Wenn ich dran komme, geht es geschwind. Lebe wohl, und gedenke mein!

Rom, den 11. August.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komm ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben; meine Schriften kommen nach und nach: so habt ihr den Begriff von mir als eines abwesend Lebenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urtheil.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen, reinen Himmel und am hohen Tag entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zu bringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht gehe ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht als ich in Jahren für mich würde vorgerückt seyn. Noch schicke ich dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu senden.

Diese Woche ist still und fleißig hingegangen. Besonders habe ich in der Perspective manches gelernt. Verschaffeldt,

ein Sohn des Mannheimer Directors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunstdücke mit. Auch sind einige Mondscheine aufs Brett gekommen und ausgetuscht worden nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind als daß man sie mittheilen sollte.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geschrieben, und ihr gerathen, die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im October, so kommt sie gerade zur Zeit in dies schone Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in diesem und anderm, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sowohl für mich als für andere gesorgt, und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksale entgehen. Aus eben diesem Briefe wirst du meinen Plan sehen und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch seyn. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberflüß alles dessen, was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun aus einander und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden. Davon sollt ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

Ich wünsche euch allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsere Geburtstage zusammentreffen, will ich eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, gehe ich aufs Land, dort zu zeichnen; indes thu ich was in der Stube zu

thun ist, und muß oft pausiren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in Acht nehmen.

Rom, den 18. August.

Diese Woche hab ich einigermaßen von meiner nordischen Geschäftigkeit nachlassen müssen: die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel gethan als ich wünschte. Nun haben wir seit zwei Tagen die schönste Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua Acetosa; es ist wirklich zum Närrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht.

Moritz studirt jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche, richtige Art, die Sachen anzusehen: ich hoffe, daß er sich auch Zeit nehmen wird, gründlich zu seyn. Wir gehen des Abends spazieren und er erzählt mir, welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen; und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indes Gebäude, Straßen, Gegend, Monamente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gescherzt. Ich lege dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Capitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntag, die Gemälde des Prinzen Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonardo da Vinci, zu sehen. Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu seyn verdiente, bei dem wirklich großen Talent, und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich

selbst zur Freude mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir: ich hab ihr meine Meinung gesagt, hab ihr meinen Rath gegeben, und muntere sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen was sie macht, nicht was sie zurückläßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will was fehlt!

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das Römische Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein; sie werden mir nah und natürlich durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Besuch giebt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen, und in die Welt ziehen; ich wahre mich so gut ich kann — verspreche, verzögere, weiche aus, verspreche wieder, und spiele den Italiener mit den Italiänen. Der Cardinal-Staatssecretär Buoncompagni hat mir es gar zu nahe legen lassen; ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August.

Guern lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern eben als ich nach dem Vatican ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Capelle aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann euch nicht ausdrücken, wie sehr ich euch zu mir gewünscht habe, damit ihr nur einen Begriff hättest was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen was Ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen

und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch unterhalten, und wollte, es stände alles auf dem Blatte. Ihr wollt von mir wissen! Wie vieles könnte ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt, und hoffe noch etwas zu thun. Über Landschaft und Architectur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht, und sehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollte ich mich lahm ringen! Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modelliren entschlossen, und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus, daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen, in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und was sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen, und Andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pit auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herculeskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen: es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Ch. von Worthley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten u. s. w. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessirte, waren Zeichnungen

nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind, Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architectur besser.

Lebe wohl für heute! Es wird meine Büste gemacht; und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Nom den 28. August.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vielen Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen, und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze Pensum, das mir zu absolviren bleibt, und wenn es absolviert ist, ist noch nichts gethan. Vielleicht giebts Andern Anlaß, daßjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die Französische Akademie hat ihre Arbeiten ausgestellt; es sind interessante Sachen darunter. Pindar, der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben, den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt: er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatt das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunkt sähe. Die Orte, wo die alten Monamente gestanden, weiß man, ihre Form auch meistens, von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan, und das Alte wieder hergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletians

ausgesehen haben mag, und mit eben so viel Geschmac als Studium, und allerliebst gefärbt.

Was ich thun kann thu ich, und häufe so viel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Hab ich dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gipsform darüber machen, und dann gleich den Marmor ansangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht; denn was sich in dieser Materie thun lässt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird: die Mutter der Gracchen wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Composition.

Wie schön ist es zu säen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sey, und dachte beim Aufstehen: Sollte mir denn von Hause nichts zur Feier kommen? Und sieh, da wird mir euer Packet gebracht, das mich unsäglich erfreut. Gleich setzte ich mich hin, es zu lesen und bin nun zu Ende, und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei euch sehn: da sollte es an ein Gespräch gehen zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher wir nun unsere Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum, und werde dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute, nach Empfang deines Briefes, noch einmal durchgedacht, und muß darauf beharren, mein Kunstudium, mein Autorwesen, alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwinge es in diesem halben Jahre; auch ist es nirgends als in

Rom zu zwingen. Meine Säckelchen, denn sie kommen mir sehr im Diminutiv vor, muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich so viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe.

In der Naturgeschichte bring ich dir Sachen mit, die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden beschauen, und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichen- den Standpunkte betrachtet.

Bericht.

Zu Anfang dieses Monats reiste bei mir der Vorsatz, noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben: Gefühl und Einsicht, daß ich aus diesem Zustande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Abschluß meiner Werke finden würde, bestimmten mich endlich; und nun, als ich solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche sich nach und nach steigerte, und einer allzuraschen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte solche Räume angenehm und wünschenswerth, wo man seine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtinische Capelle gab hierzu die schönste Gelegenheit. Gerade zu dieser Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verehrung der Künstler gewonnen; neben seinen übrigen großen Eigenschaften sollte er sogar auch im Colorit nicht übertroffen worden seyn, und es wurde Mode, zu streiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des letztern wurde mitunter sehr strenge getadelt, und die Disputa das beste seiner Werke genannt; wo- durch sich denn schon die später aufgekommene Vorliebe für Werke

der alten Schule ankündigte, welche der stille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und sich niemals damit befreunden konnte.

Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ, und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner theilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellcopien in der Sixtinischen Capelle für den Grafen Fries zu fertigen hatten. Der Custode ward gut bezahlt; er ließ uns durch die Hinterthüre neben dem Altar hinein, und wir hauseten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagschlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der untern Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florräumen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebenermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Meltern hinwendete, Leonardo da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reiffenstein bei mir vorfuhr, und wir sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten, und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einfuhren. Es war vorzüglich belehrend, mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen,

unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsame Kunstleben machte die Ausstellung der Französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch Davids Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagnereaux, des Marés, Gauffier, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boguet erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Poussins einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht. Er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes, loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtigen Kunstwerke, regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein erlangte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre Proportionen, als Kanon und als abweichender Charakter, aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts

Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke, und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden, und später an Herrn von Portalis nach Neufchâtel gekommen.

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird, seinen Lauf bald dahin, bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffeldt eröffnete einen Curs der Perspective, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte, und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser contemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags, wie an kleinen Orten, herkömmlich ist, vielfach besprochen: man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenie und Sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Cardinal Buoncompagni verlangte, mich zu sehen; ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte dies um so eher als Rath Reiffenstein fest und eigenfinnig behauptete, da ich mich durch ihn nicht habe präsentiren lassen, so könne es kein anderer thun. Dies gereichte mir sehr zum Vortheil, und ich benutzte immer sein Ansehen, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

September.

Correspondenz.

Rom, den 1. September 1787.

Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hie und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich; denn ich wünsche, daß Kuhler Zwischen-acte dazu, und was sonst von Musik nöthig ist, componiren möge. Dann wünsch ich euch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts; mein Princip paßt überall und schließt mir alles auf. Alles was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen, alles zu wissen und zu begreifen.

Morizzen hat Herders Gotteslehre sehr wohl gethan; er zählt gewiß eine Epoche seines Lebens davon; er hat sein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet: er schlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom, den 3. September.

Heute ist es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr, und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit euch Alles werde summiren können.

Jetzt gehen hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom

gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die Aegyptischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk, der noch zerbrochen zwischen Schutt und Roth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des August aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste vieler Monuments liegt nun da zerbrochen; einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer, verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht, und von der schönsten Arbeit, in ihrer Art. Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze, und die Gesichter von Sphingen, Menschen, Vögeln abformen und in Gips gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Pabst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den besten Etrurischen Sachen thun u. s. w. Nun modellire ich nach diesen Bildungen in Thon, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 5. September.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird: denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6. September.

Ich hatte mir vorgenommen, euch recht viel zu schreiben, und auf den letzten Brief allerlei zu sagen; nun bin ich unterbrochen worden, und morgen gehe ich nach Frascati. Dieser Brief muß Sonnabend fort, und nun sag ich nur noch zum

Abschied wenige Worte. Wahrscheinlich habt ihr jetzt auch schönes Wetter, wie wir es unter diesem freien Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich tausendsach sind, so wecken sie mich bald zu dieser, bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl ist, und bin darüber in Sorge; ich hoffe, bald bessere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen, radicaliter curirt zu werden: alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen. Egmont geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was ihr dazu sagen werdet.

Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück so frisch ins Publicum käme. Seht, wie ihr das einrichtet: ich will mit dem Rest des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leistet mir die beste Gesellschaft. Moritz ist dadurch wirklich aufgebaut worden: es fehlt gleichsam nur an diesem Werke, das nun als Schlüßstein seine Gedanken schließt, die immer aus einander fallen wollten. Es wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn besonders in der Botanik auf ein *er weiß nicht* gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehen.

Mein Princip, die Kunstwerke zu erklären, und das auf einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersetzen und zerstudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ifts auch ein Columbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Capital-schlüssel besitze, spreche ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe wie weit sie gekommen sind, was sie

haben und wo es widerstößt. Die Thüre hab ich offen und stehe auf der Schwelle, und werde leider mich von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben eben so große Kenntniß der Natur und einen eben so sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborene Leidenschaft befriedigen zu können, und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich wenn sie vorbei sind.

Den 12. September.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende, und ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid, daß die Aloe in Belvedere eben das Jahr

meiner Abwesenheit wählt, um zu blühen. In Sicilien war ich zu früh; hier blüht diese Jahr nur eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein Indianisch Gewächs, auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländer's Beschreibungen machen wir wenig Freude. Die Geistlichen müssen sich in England sehr in Acht nehmen, dagegen haben sie auch das übrige Publicum in der Flucht. Der freie Engländer muß in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehen.

Die Schwanzmenschen wundern mich nicht: nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbare Sachen täglich vor unsren Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nah mit uns verwandt sind.

Dass B., wie mehr Menschen, die kein Gefühl echter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie mans heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll.

Einige Tage war ich in Fraçcati mit Rath Neiffenstein; Angelica kam Sonntag uns abzuholen. Es ist ein Paradies.

Erwin und Elmire ist zur Hälfte schon umgeschrieben. Ich habe gesucht, dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen, und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge, worauf sich alles dreht, bleiben alle wie natürlich.

Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es saust und braust.

Meine Büste ist sehr gut gerathen; jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edeln Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen, und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport ist so lästig, sonst schicke ich gleich einen Abguß: vielleicht einmal mit einem Schiffstransport; denn einige Kisten werd ich doch zuletzt zusammenpacken.

Ist denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziöse Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute spielen mit viel Lust, und es harmonirt alles zusammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einmal geregnet; das Wetter ist abgekühlt, und die Gegend macht sich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden euch die Zeitungen gesagt haben oder sagen.

Rom, den 15. September.

Nun habe ich auch Trends Leben gelesen; es ist interessant genug, und lassen sich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nächster Brief wird eine Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Reisenden erzählen, die ich morgen machen soll.

Freuet euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts! Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast nichts mehr drin, was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeschrieben den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunkt ist, nach dem sich so vieles hinzieht. Die Sachen des Cassas sind außerordentlich schön. Ich habe ihm manches in Gedanken gestohlen, das ich euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun habe ich ein Köpfchen nach Gips gezeichnet, um zu sehen ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es passt vollkommen, und erleichtert erstaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ichs gemacht habe, und doch ist es noch nichts. Ich sehe nun wohl, wie weit ichs mit Application bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werde ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wissen als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu

üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse!

Den 22. September.

Gestern war eine Procession, wo sie das Blut des heiligen Franciscus herumtrugen; ich speculirte auf Köpfe und Gesichter, indes die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten antiken Gemmenabdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind.

Wie manches Gute werd ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre; doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, das mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite, und nichts frachte.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin-Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtstage, und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom auftischen. Ich kann wohl sagen, es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre; und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke euch für alles, was ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen!

Ihr vergift mich über die Provinzen, und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen,

wie man sich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich schein ich mich zu nationalisiren; denn man giebt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst, und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag!

Dienstag den 25. geh ich nach Frascati, und werde auch dort mühen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Nermste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September.

Ich bin hier sehr glücklich: es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geflebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rath Reiffenstein, mein Wirth, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht, und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt, die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoff ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu gute thun; auch brenne ich recht vor Leidenschaft, mir alles zuzueignen, und ich fühle, daß sich mein Geschmac reinigt, nach dem Maße, wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all des Redens einmal etwas Gutes schicken könnte! Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an euch ab.

Wahrscheinlich hab ich die Freude, Kaisern in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen,

um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift bei euch zu seyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab ich recht gute Stunden, und habe angefangen, ihm mein Pflanzensystem zu erklären, und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art kommt ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abstracteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, seh ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran, und rückt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. Doch auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben, und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch alles noch so eigentlich und scharf geschrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters ist. Grüßt alle, die mirs gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten!

Vericht.

Der 3. September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürsten, welcher eine treue Neigung mit so mannigfaltigem Guten zu erwiedern wußte; es war der Jahrestag meiner Heugire von Karlsbad, und noch durfte ich nicht zurückschauen, was ein so bedeutend durchlebter, völlig fremder Zustand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eigenen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künstlerischer Thätigkeit anzusehen ist. Gebildete Reisende sprechen ein; sie sind ihrem kürzern oder längern Aufenthalte hier gar vieles schuldig; sie ziehen weiter, wirken und sammeln,

und wenn sie bereichert nach Hause kommen, so rechnen sie sichs zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein französischer Architekt, mit Namen Cassas, kam von seiner Reise in den Orient zurück; er hatte die wichtigsten alten Monumente, besonders die noch nicht herausgegebenen, gemessen, auch die Gegenden, wo sie anzuschauen sind, gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wieder hergestellt, und einen Theil seiner Zeichnungen, von großer Präcision und Geschmack, mit der Feder umrissen und mit Aquarellfarben belebt dem Auge dargestellt.

1. Das Serail von Constantinopel von der Seeseite mit einem Theil der Stadt und der Sophienmoschee. Auf der reizendsten Spize von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut als man es nur denken kann. Hohe und immer respective Bäume stehen in großen, meist verbundenen Gruppen hinter einander; darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Riosken, ausgespannte Teppiche, so häuslich klein und freundlich durch einander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine schöne Strecke Meer bespült die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge, die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei 7 Fuß lang und 3 bis 4 hoch.

2. Generalaussicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe. Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht. Eine Colonnade, auf eine Italiänische Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie; sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sey durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht stehend im Vordergrunde. Eine Caravane, die eben quer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht.

Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitscharen in Carrière forteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie, wie eine Meeresslinie, schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste, der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es eben so in der Natur das Auge trägt wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meer entfernt genug sey.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Balbeck; auch eine Landschaft mit den Ruinen, wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem, auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönicien.

7. Gegend am Fuße des Berges Libanon, anmuthig wie man sie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Wasser, daran Hängeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen, und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so sieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Ägyptische Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er sey, sagt Cassas, in einen Kalkfelsen gehauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Kolosß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichtspartie ist etwa 10 Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Muthmaßungen restaurirt. Sie hat von vier Seiten vorpringende Hallen mit danebenstehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin, mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in Oberägypten befinden. Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Sachen mit

behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmuthig gemacht worden. Dort auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und cannelirter Säulen, zerstückte Basreliefs, und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonst Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzenslust, und als wir die mannigfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sey. In demselbigen Geschmack von Cassas gezeichnet und gefärbt, würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherhaftem Unterhaltungen dienen, daß gerade das, was wir bei dem Künstler Großes und Gränzenloses gesehen, uns in eine niedrige, unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen Aegyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der, auf dem Marsfelde durch August errichtet, als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterschlag, in einem schmußigen Winkel auf den fühnigen Architekten wartete, der ihn aufzuerstehen berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit, abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem echtesten Aegyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Styl, übersät. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spize standen, auf den Buschärfungen derselben Sphinx nach Sphingen auf das zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effect berechnet ist, den es auf den

menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anstalt, diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden, konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzusehen, aber als einziges in seiner Art; denn auch in diesem Sinne hat diese ungeheure Localität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerstörte nur: alles Zertrümmerete ist ehrwürdig; die Uniform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche sich in neuen, großen Formen der Kirchen und Paläste wieder hervorhat.

Jene bald gefertigten Abgüsse brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehnschen Pastensammlung, wovon die Drücke im Ganzen und theilweise veräußlich waren, auch einiges Aegyptische zu sehen sey; und wie sich denn eins aus dem andern ergiebt, so wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichsten und bestellte solche bei den Inhabern. Solche Abdrücke sind der größte Schatz und ein Fundament, das der in seinen Mitteln beschränkte Liebhaber zu künftigem großen, mannigfaltigen Vortheil bei sich niederlegen kann.

Die vier ersten Bände meiner Schriften, bei Gösch, waren angekommen und das Prachtexemplar sogleich in die Hände Angelicas gegeben, die daran ihre Muttersprache aufs neue zu beloben Ursache zu finden glaubte.

Ich aber durste den Betrachtungen nicht nachhängen, die sich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeschlagene Weg mich führen würde; ich konnte nicht einsehen, in wiefern jenes frühere Bestreben gelingen und wiefern der Erfolg dieses Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum, rückwärts zu schauen und zu denken. Die über organische Natur, deren Bilden und Unbildern mir gleichsam eingepflanzten Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte ich zu eigener Ausbildung

täglich und stündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich versuchte es mit Moritz und trug ihm, so viel ich vermochte, die Metamorphose der Pflanzen vor; und er, ein seltsames Gefäß, das, immer leer und inhaltsbedürftig, nach Gegenständen lechzte, die er sich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergestalt wenigstens, daß ich meine Vorträge fortzusetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung, Herders Werk, das unter einem lakonischen Titel: *Über Gott und göttliche Dinge*, die verschiedenen Ansichten in Gesprächsform vorzutragen bemüht war. Mich versegte diese Mittheilung in jene Zeiten, wo ich, an der Seite des trefflichen Freundes, über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wundersam jedoch contrastirte dieser in den höchsten frommen Betrachtungen versirende Band mit der Verehrung, zu der uns das Fest eines besondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heil. Franciscus gefeiert, und sein Blut in langgedehnter Proceßion von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerksam ward ich bei dem Vorbeiziehen so vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um sich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erst mit Aufmerksamkeit, dann mit Erstaunen musterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe, und war wirklich entzückt zu sehen, daß ein Gesicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefasst, sich ganz anders ausnahm als das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemälden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben müßten.

Hofrath Reiffenstein, welcher sein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausstudirt hatte, konnte freilich im Laufe seines Geschäfts nur allzuhald gewahr werden, daß Personen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Lust zu sehen und sich zu zerstreuen, mitunter an der grimmigsten Langeweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt.

Auch war dem praktischen Menschenkenner gar wohl bekannt, wie sehr ein bloßes Beschauen ermüde, und wie nöthig es sey, seine Freunde durch irgend eine Selbstthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenstände hatte er sich deshalb aussersehen, worauf er ihre Geschäftigkeit zu richten pflegte, die Wachsimalerei und die Pastensfabrikation. Jene Kunst, eine Wachsseife als Bindemittel der Farben anzuwenden, war erst vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunsthelt hauptsächlich darum zu thun ist, die Künstler auf irgend eine Weise zu beschäftigen, so giebt eine neue Art, das Gewohnte zu thun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß, etwas das man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hätte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Katharina die Raphaelsschen Logen in einer Copie zu verwirklichen und die Wiederholung sämmtlicher Architectur mit der Fülle ihrer Zierathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder, Wandtheile, Sockel, Pilaster, Capitale, Gesimse aus den stärksten Bohlen und Klößen eines dauerhaften Castanienholzes verfertigen, überzog sie mit Leinwand, welche grundirt, sodann der Enkaustik zur sichern Unterlage diente. Dieses Werk, womit sich besonders Unterberger, nach Anleitung Neiffenstein's, mehrere Jahre beschäftigt hatte, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, war schon abgegangen, als ich ankam, und es konnte mir nur, was von jenem großen Unternehmen übrig blieb, bekannt und anschaulich werden.

Nun aber war durch eine solche Ausführung die Enkaustik zu hohen Ehren gelangt: Fremde von einem Talent sollen praktisch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife selbst, genug, man hatte immer etwas zu thun und zu frammen, wo sich nur ein müßiger, loser Augenblick zeigte. Auch mittlere Künstler wurden als Lehrende und Nachhelfende beschäftigt, und ich habe wohl einmal Fremde gesehen, welche ihre Römischen enkaustischen Arbeiten höchst behaglich als selbstverfertigt einpaackten und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beschäftigung, Pasten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reiffensteinischen Quartier gab dazu die beste Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem solchen Geschäft. Die refractäre, in Feuer unschmelzbare Masse wurde aufs zarteste pulverisirt und durchgesiebt, der daraus geknetete Teig in Pasten eingedrückt, sorgfältig getrocknet und sodann, mit einem eisernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geschmolzene Glasmasse darauf gedrückt, wodurch doch immer ein kleines Kunstwerk zum Vorschein kam, das einen jeden freuen mußte, der es seinen eigenen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reiffenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunstgegenständen Hand und Augen möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich schon, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohlgerichteten Privathause Unterkommen und das nächste Bedürfniß fand, und nun, den ganzen Tag im Freien, sich Abends gern um einen großen Thorntisch versammelte. Georg Schüz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne architektonisch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Substruktionen die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgehoben und den Augen dargestellt, so wird man begreifen, wie sich Geist und Auge entzücken müssen, wenn man unter jeder Beleuchtung diese vielfachen horizontalen und tausend verticalen Linien unterbrochen und geschmückt wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie alles, was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Mondscheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht förend zu Nennende durchaus

zurücktritt, und nur die großen Massen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, symmetrisch harmonische Riesenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler die Eigenheiten des wackern Reiffenstein, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber sich oft im Stillen scherhaft und spöttend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unversiegbare Quelle künstlerischer Unterhaltung, wieder zum Gespräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an diesem trefflichen Kopfe doch nicht sonderlich gearbeitet seien, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieses Organs, die Schwierigkeit, ein schönes in der Natur zu finden und es künstlerisch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen seiner hübschen Ohren bekannt war, ersuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu sitzen bis ich das vorzüglich gut gebildete — es war ohne Frage das rechte — sorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit seiner starren Modellstellung gerade dem Rath Reiffenstein gegenüber zu sitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, seine wiederholt angepreisenen Lehren vorzutragen, man müßte sich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beste wenden, sondern erst bei den Carraccis anfangen, und zwar in der Farnesischen Galerie, dann zum Raphael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere so oft zeichnen bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel weiteres zu wünschen und zu hoffen seyn würde. Der gute Schütz ward von einem solchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein sich immer vermehrte je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer wegen seines individuellen, unbillig aufgenommenen Zustandes einer spöttischen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Aussicht ward uns aus den Fenstern der Villa des Fürsten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud, und uns in Gesellschaft seiner geistlichen und weltlichen Hausgenossen

an einer gut besetzten Tafel festlich bewirthete. Es läßt sich denken, daß man das Schloß dergestalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit einem Blick übersehen zu können. Man spricht viel von Lusthäusern; aber man müßte von hier aus umherblicken, um sich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus lustiger gelegen seyn könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzufügen, deren ernste Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie giebt Licht über das Vorgetragene und verbreitets über das Folgende; auch wird mancher gute, sich heranbildende Geist Anlaß daher zur Selbstprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen Kenntniß. Diese treibt sie zur Selbstthätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht ins Klare, und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um desto ängstlicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist. Indes fingen mir in dieser Zeit an Zweifel und Vermuthungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zuständen beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseyns schwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue, höchst anmuhtige Oper im hellen, vollgedrängten Saal für die vermisste Himmelsfreiheit entschädigt werden sollten. Die Deutsche Künstlerbank, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und diesmal fehlte es nicht an Beifallklatschen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüsse unsere Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künstliches, erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder sonst gefälligen Partie das ganze laut schwatzende Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Exhibitionen nach unserer Seite zu richten.

October.

Correspondenz.

Frascati, den 2. Oktober 1787.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten sollt. Eigentlich hab ich viel und nicht viel zu sagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohl geht, und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage, und will mich eben zusammennehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun ist, und so diesen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dieß sey unter uns gesagt — nicht so einschlug wie ich hoffte. Es ist ein wirklich guter Mensch; aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu thun; und was will eine Schilderung heißen, die man so macht! Das Leben eines Menschen ist sein Charakter. Nun hab ich Hoffnung, Kaisern zu besitzen; dieser wird mir zu großer Freude seyn. Gebe der Himmel, daß sich nichts dazwischen stelle!

Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht, und nicht wieder zurücklernt, noch so lange

stille steht wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens verfäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam außsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden: so dringt sich alles auf; man wird voller und voller, und gezwungen etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe, und seht wie ichs thue; wenn wir wieder zusammenkommen, sollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Eute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geschlossen.

Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden — eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sehn.

Auch im allgemeinen mit mehrern Menschen zu leben geht mir ganz gut. Ich sehe eines jeden Gemüthsart und Handelsweise. Der eine spielt sein Spiel, der andere nicht; dieser wird vorwärts kommen, jener schwerlich. Einer sammelt, einer zerstreut; einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und übt's nicht, jener hat keins und ist fleißig u. s. w. Das alles sehe ich, und mich mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach seiner Weise handelt, und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, sehn und bleiben solle, es zunächst von mir prätendirt, dann bleibt einem nichts übrig als zu scheiden oder — toll zu werden.

Albano, den 5. Oktober.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tau-sendsten Theil sage von dem, was ich zu sagen habe.

Eure Blätter habe ich zu gleicher Zeit mit den zerstreuten, besser gesammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffianbänden erhalten, gestern als ich im Begriff war, von Frascati abzufahren. Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur.

Persepolis habe ich gestern Nacht gelesen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu sagen, indem jene Art und Kunst nicht herüber gekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek sehen, und euch aufs neue danken. Fahret fort, ich bitte euch, oder fahret fort, weil ihr müßt! beleuchtet alles mit euerm Lichte!

Die Ideen, die Gedichte sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen; ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden sollen hier werden.

Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gut-müthiger Waffenstillstand von beiden Seiten: ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenns recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfalls-präventionen steckt. Meine Mutter hat Gänse! singt sich mit bequemerer Naivität als ein: Allein Gott in der Höh sey Chr! Er ist einmal auch ein: Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren u. s. w. Bleibt von diesem Volke! der erste Undank ist besser als der letzte! Der andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen ohne es gestehen zu wollen. Er mußte sich fremd finden, und vielleicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren, oder die Große Muth des Alcibiades ist ein Taschenspieler-streich des Zürcher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, und das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth

gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. s. w. ist von Anfang.

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß ihr lest wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben ohne dich um andere zu bekümmern! Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Plato will keinen *άγεωμέτοντος* in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch capuzinermäßigen Declamation des Zürcher Propheten die unsinnigen Worte: Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich — oder so ungefähr klangs. Das kann nun so ein Heidenbefehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten, simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen, wo andere Leute hingehören oder keiner hingehört. Laß das alles gut seyn wie auch ich thue, der ich es freilich jetzt leichter habe!

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen: es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was wird ich nicht noch alles machen! Das seh ich wohl, unser einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt! und wenn es euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß ihr beisammen seyd, und was ihr einander seyd, indes ich, durch eigenen Willen exiliert, mit Vor- satz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinaus will.

Lebt wohl! Empfehlt mich der Frau Herzogin! Ich habe mit Rath Reiffenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt

projectirt. Wenn alles gelingt, so ifts ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestriert ist und also vermietet wird, anstatt daß die andern entweder besetzt sind oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen geräth. Ich schreibe sobald nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein schönes freiliegendes Quartier mit einem Garten für sie bereit. Und so wünscht ich, daß sie sich überall zu Hause fände, denn sonst genießt sie nichts; die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um wie nach einem Vogel, der einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, so will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da ist. Lebt wohl, und verzeiht die Einfertigkeit dieser Zeilen.

Castel Gandolfo, den 8. October, eigentlich den 12ten, denn diese Woche ist hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Also geht dieses Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier wie man in Bädern lebt; nur mache ich mich des Morgens bei Seite um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft seyn, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal.

Angelica ist auch hier und wohnt in der Nähe; dann sind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr de Maron, Schwager von Mengs, mit der seinigen, theils im Hause, theils in der Nachbarschaft; die Gesellschaft ist lustig, und es giebt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperson ist, und trägt sich dann einen Tag mit den Bonmots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern, kostlichen Himmel. Heute hat sich ein Wind erhoben, der mich zu Hause hält. Wenn man mich außer mir selbst herausbringen könnte, müßten es diese Tage thun; aber ich falle immer wieder in mich zurück, und

meine ganze Neigung ist auf die Kunst gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es scheint als wenn ich wenigstens würde sehen lernen.

Erwin und Elmire ist so gut als fertig: es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forstern auf seine Reise um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen soll, wenn ich es auch von Herzen gern thäte. Wir wollen sehen.

Ihr habt wohl schon kalte, trübe Tage; wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehen. Wie sehr mich Herders Ideen freuen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dies das liebste Evangelium. Grüsst alles, ich bin in Gedanken immer mit euch, und liebt mich!

Den letzten Posttag, meine Lieben, habt ihr keinen Brief erhalten: die Bewegung in Castello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hause wohnte, das immer Zuspruch hat, so mußte ich mich drein geben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italiener gesehen als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin interessirte mich die acht Tage ihres Bleibens: sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund seyn: man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten; denn es ist unglaublich was sie alles endigt.

Diese letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt, wieder in Rom zu seyn.

Gestern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt ich recht das Vergnügen hier zu seyn: es war mir als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte.

Über seinen Gott möcht ich gern mit Herdern sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein wie andere, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer. Laßt mich

ein wenig weiter allegorisiren, und Herder wird meine Allegorie am besten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortragen; die Stücke des Obelisken zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge u. s. w. Je größer die Last, oder je feiner der Zweck, wie zum Beispiel bei einer Uhr, desto zusammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanismus seyn, und doch im Innern die größte Einheit haben. So sind alle Hypothesen oder vielmehr alle Principien. Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel, und verschmäht meinen Flaschenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher ausschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: Alles was Leben hat lebt durch etwas außer sich, würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechelung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen, würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hätten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, sehe erst was es ist, und frage sodann, ob der Autor es hätte schreiben können ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr! denn eben das Echte, Große, Innerliche was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es also irgendwo fehlt, so mangelts nicht an der Waare sondern an Käufern, nicht an der Maschine sondern an denen, die sie zu brauchen wissen. Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mirs gleich seyn. Mir könnte vielmehr dran gelegen

seyn, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem jeden seinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Castel Gandolfo, den 12. October.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort, und zuletzt den lebhaftesten Dank für die Ideen! Sie sind mir als das liebenswertheste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplagt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte dich, laß mir so bald als möglich die Stelle aus Camper, die du Seite 159 anführst, ganz ausschreiben, damit ich sehe, welche Regeln des Griechischen Künstlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstration des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu, und excerpire mir sonst, was du mir nützlich dünktst, daß ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Speculation gekommen ist; denn ich bin immer das neugeborene Kind. Hat Lavaters Physiognomik etwas Kluges darüber? Deinem Aufruf wegen Forster will ich gern gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht sehe wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muß meine Hypothesen völlig auseinandersetzen und vortragen. Du weißt wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig seyn, und wohin es geschickt werden soll. Ich sitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenschneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich seh ich es als einen Wink an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bücher schließen.

Was mir am schwersten seyn wird ist, daß ich absolut alles aus dem Kopfe nehmen muß: ich habe doch kein Blättchen

meiner Collectaneen, keine Zeichnung, nichts hab ich bei mir, und alle neuesten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib ich wohl in Castello, und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann giebts Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, daß ich sie beisammen sehe; einzeln wäre es eine große Seccatur. Angelica ist hier und hilft alles übertragen.

Der Papst soll Nachricht haben, Amsterdam sey von den Preußen eingenommen. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Größe zeigt. Das heiß ich eine sodezza! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben, und niemand, der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl! Ich bin ein Kind des Friedens, und will Frieden halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 27. October.

Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich. Diese ersten Tage hab ich mit Brieffschreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen. Es ist zu schmeichelhaft als daß ich es sagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landschaftszeichnen unter gewissen Bedingungen giebt. Ich will wenigstens fortfahren, um mich dem zu nähern was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, daß Kaiser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unserer Scapinereien. Du kannst denken, was das für ein Fest seyn wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und Claudine mit Erwin in seiner Gegenwart, mit seinem Beirath verbessert.

Herders Ideen hab ich nun durchgelesen, und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit, und vielleicht unter fremdem Namen, den Menschen wohl thun. Je mehr diese Vorstellungskraft gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch hab ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben, und gesunden, daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zarter oder größer, darauf kommen und bestehen, daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehet, sich so zu betrachten, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die mögliche Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, so wie ich sie ausschlage, um mich an jeder Seite zu ergehen; denn es ist durchaus kostlich gedacht und geschrieben.

Besonders schön finde ich das Griechische Zeitalter; daß ich am Römischen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermisste, kann man vielleicht denken ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse des was der Staat war, an und für sich; mir ist er, wie Vaterland, etwas Ausschließendes. Und ihr müßtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich vieles zusammenschrumpfte, und in Rauch aufgehen mag. So bleibt mir das Coliseo immer imposant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches diesen ungeheuern Kreis ausfüllte, nicht mehr das Altrömische Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauer Kunst in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein deutsches Product, und was schlimmer ist, eines deutschen Cavaliers. Es scheint ein junger Mann zu seyn, der Energie hat, aber voller Prätention steckt, der sich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt dem Werke einen Anschein von Ganzheit zu geben; es ist darin viel Wahres und

Gutes, gleich darneben Falsches und Albernes, Gedachtes und Nachgeschwätztes, Longueurs und Chappaden. Wer es auch in der Entfernung durchsieht, wird bald merken, welch monströses Mittelding zwischen Compilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminöse Opus geworden sey.

Die Ankunft Egmont's erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs ist. Das Saffianexemplar ist angelangt; ich habe es der Angelica gegeben. Mit Kayfers Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat: euer Vorschlag ist sehr gut; wenn Kayser kommt, sollt ihr mehr hören.

Die Recension ist recht im Styl des Alten, zu viel und zu wenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen zu machen, seitdem ich sehe, wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende recensiren, das heißt, etwas von seinem Daseyn hererzählen lässt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen habe. Unser October war nicht der schönste, ob wir gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding; die meine habe ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehängen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

Zu Anfang dieses Monats bei mildem, durchaus heiterm, herrlichem Wetter genossen wir eine förmliche Villeggiatur in Castel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert sahen. Herr Jenkins, der wohlhabende Englische Kunsthändler, bewohnte da-selbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des

Jesuitengenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterm Beisammensehn, noch an Bogengängen zu munterm Lustwandeln fehlte.

Man kann sich von einem solchen Herbstaufenthalte den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Personen ohne den mindesten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernst- und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diversion macht, hier im vollkommensten Müßiggange, sich nicht die entschiedensten Wahlverwandtschaften zunächst hervorhun sollten. Hofrath Reiffenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unsern Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirg die nöthige Zeit zu finden ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herandrängte und uns zur Theilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die ersten und versäumten nicht uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche Römische Nachbarin, nicht weit von uns im Corso wohnend, mit ihrer Mutter herauskommen. Sie hatten beide seit meiner Mylordschaft meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwiedert, doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie Abends vor der Thüre saßen, öfters nah genug vorbeicing; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal, wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt, und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme mit anmuthigem Bezug auf sich selbst, in der wohlklingenden

Römischen Sprache schnell, doch deulich vorträgt, und zwar in einer edeln Mundart, die auch die mittlere Classe über sich selbst erhebt, und dem Allermärtlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Principal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verbunden und Freundinnen zu seyn.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lottospiel zwischen beiden Frauenzimmern, und hatte mit der Römerin Cassa zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte, durch Wetten oder sonst. Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gesiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst, dem werthen Fremden versicherte, daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sey, es sich nicht wohl zieme, mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten, und eine unschuldig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sey, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unsren Landen

herkömmlich sey, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sey.

Aber leider! indessen ich mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichis wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswerthesten unmittelbar nahe kommt. Nebersieht man doch in solchem Augenblick die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Bügen bedroht.

Den nächsten Morgen fanden wir uns drei allein, und da vermehrte sich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Neuerungen etwas Strebsames zu bemerken war. Sie beklagte sich nicht über vernachlässigte, aber allzu ängstliche Erziehung: man lehrt uns nicht schreiben, sagte sie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht lesen lassen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beschäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird niemand denken: ich gäbe alles darum, Englisch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Cammoccini hör ich oft sich unter einander Englisch unterhalten, mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich ist, und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tische, es stehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt wie ich sehe, und ich weiß nicht was sie bringen.

Es ist desto mehr Schade, versetzte ich, da das Englische sich so leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit fassen und begreifen. Machen wir gleich einen Versuch, fuhr ich fort, indem ich eins der gränzenlosen Englischen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte schnell hinein, und fand einen Artikel, daß ein

Frauenzimmer ins Wasser gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle, die ihn verwickelt und interessant machten: es blieb zweifelhaft ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, so wie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin, und bat sie aufmerksam darauf zu schauen. Darauf übersetzte ich ihr erst alle Substantiva, und examinierte sie, ob sie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überschaute sie die Stellung dieser Haupt- und Grundworte, und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten über, und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das heiterste bemerklich, und katechisierte sie so lange bis sie mir endlich, unangefordert, die ganze Stelle, als stünde sie Italiänisch auf dem Papier, vorlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelica war angekommen: an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand gesetzt; meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplätze complimentirten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir niederzulassen. Meine ernste Nachbarin schien dies mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer flugenden Frau, um zu gewahren daß hier was vorgegangen seyn müsse, und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse

Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere zarte, dießmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten, und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien, und sich in dem Zustande befand desjenigen, der, mit einemmale von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer auffsuchend, fand ich die ältern Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot: ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die fühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Öl oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlassen Lust hatte, um in theilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht absagen können, mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnte ich vernehmen, daß von Ausstattung die Rede sey, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstände. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweise noch ein Geheimniß, und was nicht alles in genauer Hererzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem spätern Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams; man schilderte ihn günstig genug, wollte sich

aber seine Mängel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmut, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte, und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragte ich auf das bescheidenste, wer denn aber die Braut sey? Mit Verwunderung erwiederte man mir, ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse? Und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sey.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sey eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Dass Neigungen, denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt; aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes, wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblick des Reimens zerstört wird, und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwicklung unbegränzt vorspiegelt. Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weitern Weg, mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben.

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen ver- nachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden; mehr aber gelang mir sie besser zu sehen. Das wenige Technische was ich besaß reichte kaum zu dem

unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun an aber hab ich mich kurz zu fassen. Die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft; man konnte sich ohne Affectation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist, außer ein einzigesmal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichsten Pilze mitgebracht, und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie aufs schmachhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jedermann ganz herrlich, nur als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unser Englisher Wirth, obgleich nur im Verborgenen darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, jemand an seiner eigenen Tafel zu überraschen, Speisen aufzusetzen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dies alles mußte mir Rath Neiffenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh, als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidenlich erwiederte, ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte, wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirth selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig sehn will, muß man gestehen, sein Verdrüß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert, und brachte auch dem Herrn ins Gedächtniß, daß dergleichen zwar als besondere Rarität nicht

oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses culinarische Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich selbst, von einem ganz eigenen Giste angesteckt, in Verdacht gekommen sey, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gesäfsten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte sogleich den Englischen Studien auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte, und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zusammentritt von mehrern Personen zu nähern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurecht, und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern, uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich, als einer der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden seyn. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang.

Von der mannigfaltigsten Unterhaltung wäre viel zu sagen. Genug, es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Carneval beklatschte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb, und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-lakonischen Absurditäten aufs besté zu vergnügen, und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseyns zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß

meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch, mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalia war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde, und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalia mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernsthliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittlern Jahreszeit bis Rom gelangen, und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt, und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener, heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen fühlte ich

mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten: denn daß meine Art, die Dinge zu sehen, nicht sogleich die ihrige seyn würde, konnte ich um so deutlicher wissen als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich: sie suchten das auf was sie vergessen sollten, und konnten das, was sie schon lange gewünscht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnt ich vermeiden; so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eigenes Irren und Halbgewährwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom um ein Supplement seines Daseyns zu finden, auszufüllen was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

So deutlich nun auch ein solches Verhältniß mir erschien, so erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewissen, und fuhr unablässig fort in der sorgfältigsten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von andern, Beschauen künstlerischen Bestrebens, eigene praktische Versuche wechselten unaufhörlich, oder griffen vielmehr wechselseitig in einander ein.

Hierbei förderte mich besonders die Theilnahme Heinrich Meyers von Zürich, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler die Zeit besser anzuwenden wußte als der Kreis von Jüngern, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik mit einem raschen, lustigen Leben leichtmuthig zu verbinden glaubten.

November.

Correspondenz.

Nom, den 3. November 1787.

Kayser ist angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geschrieben. Er ist erst am Clavierstimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anschließende Epoche, und ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Das, was ihr daran lobt, hab ich machen wollen; wenn ihr sagt, daß es gemacht ist, so hab ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeinsame Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert. Nun liegen noch so zwei Steine vor mir, Faust und Tasso. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich auch diese Klumpen den Berg hinaufzubringen. Bin ich einmal damit oben, dann soll es aufs neue angehen, und ich will mein Möglichstes thun, euern Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhältet.

Was du von Clärchen sagst, versteh ich nicht ganz, und

erwarte deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Hesdin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennüance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind; vielleicht hilft ein zweites Lesen, vielleicht sagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titelskupfer zum Egmont gezeichnet, Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen worden wäre.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen, denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden soll. Claudine ist nun in der Arbeit, wird so zu sagen ganz neu ausgeführt, und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.

Rom, den 10. November.

Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden; doch bei unsrer guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis seyn.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorschlag gethan, sie

soll mir erlauben die Summe von zweihundert Zeichnen nach und nach für sie in verschiedenen kleinen Kunstwerken auszugeben. Unterstütze diesen Vorschlag wie du ihn in meinem Briefe findest. Ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es ist dieses ein wichtiger Punkt, dessen ganzen Umfang du ohne große Entwicklung empfinden wirst, und du würdest die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens noch mehr erkennen, wenn du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier findet, so stille ich die Begierde zu besitzen, die bei jedem Anfömling, er sey wer er wolle, entsteht, und welche sie nur mit einer schmerzlichen Resignation unterdrücken oder mit Kosten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen sich davon noch Blätter vollschreiben.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun: er verlangt immer etwas wie das vorige war.

Rom, den 24. November.

Du fragst in deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landschaft dieser Gegenden. Darauf kann ich dir sagen, daß sie bei heitern Tagen, besonders des Herbstes, so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher macht, der jetzt in Neapel ist; die Wasserfarben bleiben so weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben, es sei unmöglich. Das Schönste dabei ist, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung schon, durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegensätze von kalten und warmen Tönen, wie man sie nennt, so sichtbar dastehen. Die blauen,

klaren Schatten stechen so reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab, und verbinden sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz, und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich selten einzelne Effecte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von dem geben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu pfuschen; wie es andere treiben, seh ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kayser's Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht; meine Arbeiten stockten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern sind nahe, fertig zu sehn. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher als man sehn kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmähliches Löslösen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackern früheren Freundes vorbereitet, des Christoph Kayser, eines geborenen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern

und uns andern herangekommen war. Dieser, von Natur mit eigenthümlichem musicalischen Talente begabt, hatte schon vor Jahren, indem er Scherz, List und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont passende Musik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück sey abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correspondenz darüber ward räthlich gefunden, er solle selbst unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht säumend mit dem Courier durch Italien hindurchflog, sehr bald bei uns eintraf und in den Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.

Hier aber zeigte sich gar bald statt des so nöthigen Sammelns und Einens neue Verstreitung und Versplitterung. Vorerst gingen mehrere Tage hin, bis ein Clavier beigeschafft, probirt, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Indessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Versäumniss durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musicalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sey, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch daß als Probe eines geübten Clavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Nothwendigkeit und Liebhaberei, gegen das musicalische Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire so wie Claudine von Villa bella sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer ersten Form dahin zu geben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb

und werth; es zeugte von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene Französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehn. In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compositionen haben hie und da Freude gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorüber geschwommen.

Gewöhnlich schilt man auf die Italiänischen Texte, und das zwar in solchen Phrasen wie einer dem andern nachsagen kann ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Componisten und an den Sänger als inwieweit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne hierüber weitläufig zu sehn, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath: man kennt den Verfasser nicht; aber es war einer der geschicktesten, die in diesem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen sehn. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wußte selbst nicht zu sagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe. Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen besangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des Deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergolese, Eingang und Beifall fand. Damals nun producire sich ein deutscher *Buffo*, Namens Berger, mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städten und Ortschaften, mit geringer Bekleidung und schwacher Musik, im Zimmer, mancherlei heitere aufregende Vorstellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singspiel Scherz, List und Rache entstanden, das ich an Kayser nach Zürich schickte, welcher aber, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es, nach früheren Mäßigkeitssprincipien, an einer Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.

Die Gegenwart unseres Kayser erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische Exhibitionen eingeschränkt hatte. Er war sorgfältig, die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich, mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum erstenmale eine Bravourarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie hat auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächst diesem hatte Kayser noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm sehr um alte Musik zu thun war, ihm auch die

Geschichte der Tonkunst ernstlich zu erforschen oblag, sich in Bibliotheken umsah; wie denn sein treuer Fleiß besonders in der Minerva gute Aufnahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte sein Bücherforschen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des sechzehnten Jahrhunderts aufmerksam machte, und zum Beispiel das Speculum Romanae magnificentiae, die Architecturen von Lomazzo, nicht weniger die späteren Admiranda Romae, und was sonst noch vergleichens wohn mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Diese Bücher- und Blättersammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben besonders einen großen Werth wenn man sie in guten Abdrücken vor sich sieht: sie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernst und Scheu betrachtet, und die Ueberbleibsel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man sich zum Beispiel den Kolosßen, wie sie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna standen; die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von diesem verschwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in dessen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück, und ließ zugleich aufs deutlichste bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und, ungeachtet bedeutender Hindernisse, das zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursache hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die übrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmannschen Manier antike Büsten mit Sepia gar läblich darzustellen wußte, so fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern

und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein dem Museum sowohl des Vaticans als auch des Capitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genüfreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistens-theils wie ein entzückender, nach und nach verlöschender Traum vor der Seele schwelt, auch in seinen vortheilhaften Einwirkungen auf Kenntniß und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen Römischen Museen, zum Beispiel das Museo Pio-Clementino im Vatican, das Capitolinische u. s. w. beim Licht von Wachsfackeln zu besehen, scheint in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu seyn; indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen.

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen wirksamen Fackellicht alle zarten Nuancen der Arbeit weit deutlicher; alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man zum Beispiel den Laokoon in der Nische wo er stand nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalde umgebenen Hof des Belvedere; dasselbe war der Fall mit dem Apollo und dem sogenannten Antinous (Mercur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung um den Nil, wie auch den Meleager zu sehen und ihre Verdienste schätzen zu können. Keiner andern Antike ist Fackelbeleuchtung so vortheilhaft als dem sogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wundersam zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Theile des Körpers wahrnehmen

kann. Schön nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines sitzenden Bacchus aus, eben so das obere Theil einer Bacchus-Statue mit schönem Kopf, und die Halbfigur eines Triton, vor allen aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso.

„Die Denkmale im Capitoliniischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Museo Pio-Clementino, doch giebt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um sich von ihren Verdiensten gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, steht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da sie in einem Eckzimmer aufgestellt ist, und die sogenannte schönbekleidete Juno steht an der Wand zwischen Fenstern, wo sie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der so berühmte Ariadnekopf im Miscellaneenzimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stücke dieses Museums ungünstig aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man solche recht sehen und nach Verdiensten schätzen soll.

„Wie übrigens so vieles was geschieht um die Mode mitzumachen zum Missbrauch wird so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verstanden wird wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, ist sie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Übergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig seyn, wenn nämlich der, welcher die Fackel führt, und der Beschauer wissen worauf es ankommt; sie wird die Massen derselben besser zeigen und die zartesten Nüancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Künstleryls hingegen, die vom mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in

hellem Lichte stehen: denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfangen nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts zu gedenken, der unserm Verein auf mehr als Eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er, nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller, einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich, und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neuern Bau- und Bildwerken jeder Art bekannt gemacht, und sich zu einem unterrichtenden Führer von wissbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptstudium war die Baukunst, ohne daß er den classischen Localitäten und so viel andern Merkwürdigkeiten seine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretischen Ansichten über Kunst gaben in dem streit- und parteisüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Discussionen. Aus der Verschiedenheit der Ansichten kommen, besonders dort wo immer und überall von Kunst die Rede ist, gar mannigfaltig Hin- und Wiederreden, wodurch der Geist in der Nähe so bedeutender Gegenstände lebhaftest angeregt und gefördert wird. Unseres Hirt Maxime ruhte auf Ableitungen Griechischer und Römischer Architectur von der ältesten nothwendigsten Holzconstruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete, und sich dabei der Geschichte und Beispiele geschickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunst, wie in jeder andern, geschmackvolle Fictionen stattfänden, auf welche der Baukünstler

niemals Verzicht thun dürfe, indem er sich in den mannigfältigsten Fällen die ihm vorkommen, bald auf diese bald auf jene Weise zu helfen habe, und von der strengen Regel abzuweichen genöthigt sey.

In Absicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künstlern in Discrepanz, indem er den Grund derselben ins Charakteristische legte, da ihm denn infofern diejenigen beipflichteten, welche sich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunstwerk zum Grunde liegen müsse, die Behandlung aber dem Schönheitssinne und dem Geschmack anempfohlen sey, welche einen jeden Charakter in seiner Angemessenheit sowohl als in seiner Anmut darzustellen haben.

Weil aber die Kunst im Thun und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals gränzenlos waren, wie sie es bis in die neuesten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Vorfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel seyn.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht, und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer, und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammenzubleiben, und wieder hinüber und herüber zu fahren, und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den fernern Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge, und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco eintrug, einen

ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deshalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen, und da ihn sein Söhnchen mit Verwunderung fragte: Was wollen sie denn damit? antwortete er ganz ruhig: Ich weiß nicht, aber sie sind toll.

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Packet von Hause nachstehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler.

Oui, Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres, et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le coeur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille, et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes; car je crois que vous aimez la vertu.

December.

Correspondenz.

Rom, den 1. December 1787.

So viel versichere ich dir, ich bin über die wichtigsten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß sich ins Unendliche erweitern könnte, so hab ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor, und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da sind herrliche Sachen, und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. December.

Diese Woche ist mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte; man muß sehen und suchen alle Epochen zu nutzen. Unsere Hausakademie geht immer fort, und wir sind bemüht, den alten *Angantyr* aus dem Schlafe zu wecken; die Perspective beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Theile des menschlichen Körpers besser und sicherer zeichnen zu lernen. Es ist nur alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Application in der Ausübung.

Angelica ist gar lieb und gut: sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu, und in der Woche sehe ich sie Abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer sie mache nichts.

Rom, den 8. December.

Wie sehr es mich ergeht, daß dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst du nicht, wie sehr es mich freut, einen Laut hervzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünschte ich Egmont, von dem du so wenig sagst und eher, daß dir daran etwas weh als wohl thut. O wir wissen genug, daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können: es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Überlieferbares in der Kunst als man gewöhnlich glaubt, und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte — versteht sich immer mit Geist — hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaub ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niederm, als in Rom.

Rom, den 15. December.

Ich schreibe dir spät, um nur etwas zu schreiben. Diese Woche hab ich sehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch anderer Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war, und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayser und meinem zweiten Fritz auf die Beine, und durchging von Dienstag bis heute Abend die Plätze die ich schon kannte, und verschiedene Seiten die ich noch nicht kannte.

Dienstag Abend erreichten wir Frascati; Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den kostlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Caro über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben sollst, denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem zweiten auf Aricia, Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castel Gandolfo und

und Marino gegangen und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt: es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahres. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Kastanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit; und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. December.

Dass ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muss man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe: so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Consequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an wie neu erzogen zu seyn.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Thurneisen schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die dich erfreuen werden.

Rom, den 25. December.

Dießmal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden; wir hatten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr: ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenarten der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiiert. Er ist in wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler,

die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir ohne daß ich alles auffschreiben möchte was er sagt: so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, - vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug um sie zu fassen und bildet sich immer mehr aus um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für frank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich und erhalte mir mein Leben, das sonst ohne jemand zu nutzen zu Grunde geht. Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Geigenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib ichs so lange, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich

ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur frank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

Der Monat December war mit heiterm, ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten, frohen Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: Stellen wir uns vor, wir kämen so eben in Rom an und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsbald begonnen und mit einiger Stetigkeit so ziemlich durchgesetzt; leider, daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben! Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich; einiges werde jedoch hiervon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brunnlein genannt: diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden und quillen noch bis auf den heutigen Tag. Ohnehin ist die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dunstige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst, reinlich, wenn gleich moderhaft, gehegt und besorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffes nach Zeichnungen Raphaels farbig in Lebensgröße

gemalt. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schar als über-einstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er, nach der Himmelfahrt desselben auf seine eigenen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuhirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Orginalzeichnungen von der treuen Hand Marc Antons übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben unser Gedächtniß aufzufrischen und unsere Bemerkungen niederzuschreiben. (Sieh im XXVII. Band den Aufsat̄ über Christus und die zwölf Apostel.)

Von diesem kleinen bescheidenen Kirchlein ist jedoch nicht weit zu dem größern, dem hohen Apostel gewidmeten Denkmal: es ist die Kirche, St. Paul vor den Mauern genannt, ein aus alten herrlichen Pästen groß und kunstreich zusammengestelltes Monument. Der Eintritt in diese Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck: die wichtigsten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche oben durch das verschränkte Zimmerwerk des Dachs geschlossen, zwar jetzt unserm verwöhnten Auge einen scheunenartigen Anblick geben, obschon das Ganze, wäre die Contignation an festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung seyn müßte. Mancher wundersame Rest kolossaler, höchst verzierter Architectur an Capitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzt fast ganz verschwundenen Palast des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn sodann, die von diesem Kaiser noch jetzt den Namen führt, giebt uns, wenn schon grobtheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Stelle sich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettkauf Ausfahrenden, so hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmer-ten Sitzen der Zuschauer, das Grab der Cäcilia Metella mit dessen neuern Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen

Siege ins Gränzenlose hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Lusthäuser sich sehen lassen. Reht das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen und derjenige, dem architectonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Nebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsren Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geistreicher und kennnißgewandter Künstler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch sehn müßte.

Die Pyramide des Cestius ward für dießmal mit den Augen von außen begrüßt und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder, von denen uns Piranesi so manches Effectreiche vorgesabelt, konnten auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an Hermann von Schwanenfeld lebendig werden, welcher mit seiner zarten, das reinst Natur- und Kunstgefühl ausdrückenden Nadel diese Vergangenheiten zu beleben, ja sie zu den anmuthigsten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio begrüßten wir den Wasserschwall der Acqua Paola, welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Thore in fünf Strömen ein großes verhältnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wieder hergestellten Aquäduct macht diese Stromfülle einen Weg von fünfundzwanzig Miglien hinter dem See Bracciano her durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen gebotenes Zickzack bis an diesen Ort, versieht die Bedürfnisse verschiedener Mühlen und Fabriken, um sich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunst den glücklichen Gedanken, diesen Wassern einen offen schaubaren triumphirenden Eintritt verschafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehemals kriegerische Neberwinder sonst einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfängt für die Mühen seines weiten Laufes

sogleich Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Vorsehung und Wohlthätigkeit eines Pabstes aus dem Hause Borghese hier gleichsam einen ewigen, ununterbrochenen stattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde besser gethan haben, rohe Felsen hier aufzuthürmen, um diesen Fluten einen natürlichen Eintritt ans Tageslicht zu verschaffen. Man entgegnete ihm, daß dieß kein Natur-, sondern ein Kunstuasser sey, dessen Ankunft man auf eine gleichartige Weise zu schmücken gar wohl berechtigt gewesen wäre.

Doch hierüber vereinigte man sich eben so wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächst gelegenen Kloster gleich darauf anzustauen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der stillere Theil jedoch ärgerte sich, den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu sehen. Es ist aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthlose Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewisse Art von Cours behält, besonders da wo man in der Kürze aus einem Handel zu scheiden und ohne viel Ueberlegung und Zaudern gewisse Differenzen auszugleichen gedenkt. Wundersam bleibt es indes immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Conception jemals hat mäkeln dürfen. In Abwesenheit des Herrn stellen trostlose Eltern einen besessenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar: sie mögen schon Versuche gemacht haben den Geist zu bannen; man hat sogar ein Buch aufgeschlagen, um zu forschen ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieses Nebel wirksam könne gefunden werden, aber vergebens. In diesem Augenblick erscheint der einzige Kräftige, und zwar verklärt, anerkannt von seinem großen Vorfahren; eilig deutet man hinauf nach solcher Vision, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hülfreiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend. Läßt sich denn, um den Sinn auf eine andere Weise auszusprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von diesem lostrennen?

Die Gleichgesinnten bestärkten sich auch diesmal in ihrer Ueberzeugung: Raphael, sagten sie zu einander, zeichnete sich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, soll in der Blüthe seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat wie die Natur jederzeit Recht, und gerade da am gründlichsten; wo wir sie am wenigsten begreifen.

Eine Verabredung wie die unsrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen, und wußte bald aufzunehmen bald abzusondern, bald zurückzubleiben bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Neußerungen zu vernehmen. Es giebt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit längerer Zeit, zumal durch Englische und Französische Reisende, besonders in den Gang gekommen: man spricht sein augenblickliches unvorbereitetes Urtheil aus ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorgänger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Besteller. Nichts von alle dem, welches freilich zu einer reinen Würderung nöthig wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahren und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Volkmann, sonst so aufmerksam, und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben; deswegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich zum Beispiel unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Ueber der ersten Capelle hat Raphael einige Sibyllen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermutlich dem

unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zweite Capelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde: das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Carl Maratti vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria von Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Mordini. Die Anordnung ist etwas verwirrt und fällt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser gerathen. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche, schwankende Urtheile verirren durchaus den Beschauer, der ein solches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, zum Beispiel was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architectur darbot, vielmehr gehört zu der Grossheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesina dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken. Eben so ist auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Composition alles ankommt, auf eine höchst geniale Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so thut sich auch in der Kunst innerhalb der genauesten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch sey, so mag einem jeden die Art und Weise, Kunstwerke aufzunehmen, völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Ansicht dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dieß die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und

sehen wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegen einander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem zerstörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß so viel erhalten, so viel wieder hergestellt war, prächtiger und übermäßiger als es je gestanden.

Die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein, was zweitausend Jahre vernichten sollten, lag vor unsren Augen, sondern zugleich was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzu bringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleinern, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunst- und Menschengeschichte standen synchronistisch vor unsren Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Be merkung aufdringt, das Große sey vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene sey groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wäre es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unsere Vorvordern niemals haben ermangeln lassen. Diese höchst belehrenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchlochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen, und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehängen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauester Erfundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen: denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sey aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereigniß

in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern, dem offenen frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangen, still vorschreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entstellt, und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gegen- gewicht als eine Reihenfolge des Bedeutendsten, das theils dem Auge durch sein Daseyn, theils der Einbildungskraft durch nie verschollene Würde genug zu thun gab, höchst ersehnt, und nichts natürlicher als das meiste davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunderten meistens zu uns förmlichen Massen zerfallen, so mußte man bei neuern aufrechtstehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall so vieler Familien in der späteren Zeit bedauern, ja selbst das noch frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm zu franken; denn wie wollte sich das Irdische ohne eigentlich physische Kraft durch sittliche und religiöse Stützen allein in unsren Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heitern Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer frischen, unsterblichen Vegetation verfallene Mauern und zerstreute Blöcke wieder mit Leben auszustatten gelingt, so entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daseyn von seinem schönsten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu vollbringen gedachten, konnt ich mich nicht entschließen bis ich, einer erfolgten Besserung gewiß, und durch sorgfältige Anstalten gesichert, Nachricht von ihrer Genesung auch an den Orten erhalten sollte, wo ich sie so munter als liebenswürdig in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Schon die ersten Briefe aus Weimar über Egmont enthielten einige Ausstellungen über dieses und jenes; hierbei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstsfreund gewöhnlich da einen

Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich seyn, scheint es aber demjenigen nicht, der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen: ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußte ich denn lesen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswert schien, war das lakonische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschreiben wird über meine Gesinnungen und Zustände den besten Aufschluß geben.

„Wie sehr wünscht ich nun auch euern Wunsch erfüllen, und dem Vermächtniß Egmonts einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit euerm Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden was ich abzufürzen hätte. Wie gerne möcht ich euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra schreiben! sie würden ein Buch Papier füllen, und eine Dissertation über die Dekonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du doch gegenwärtig gewesen seyn, wie weiblich zart sie alles aus einander legte, und es darauf hinausging, daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sey. Angelica sagte, da die Erscheinung nur vorstelle was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken wie sehr er sie liebe und schäze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschäzt, oder vielmehr nur durch den Genuß

geschäkt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblick nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz, als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: Der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen! Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwicklungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deshalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderschen Preisschrift: *Ueber den Ursprung der Sprache und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend, das Menschengeschlecht habe sich nicht von Einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen merkwürdig productiven Zeit des Erdballs sey, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweise hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage, die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sey nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache,*

welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Ueber-einstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerm Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vocal- und Consonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sey, daß die verschiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von einander abgewichen, und sich diese oder jene Sprache in der Folge entweder verschlimmert oder verbessert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dies möchte denn gut seyn und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber finde ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir ist es angenehm, daß sich Moritz aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet; denn da wird er allerliebst. Seine Grillensängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es ist schwer sie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ichs versuchen.

Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabet die Sprachen heurtheilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben, sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken; alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind: bald hats die eine, bald die andere; dann verändern wir die Worte bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja wenn wir recht spielen wollen,

machen wir Namen für Menschen, untersuchen ob diesem oder jenem sein Name gehöre u. s. w.

Das ethymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so giebt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu thun. Sobald wir zusammenkommen wird es wie ein Schachspiel vor- genommen und hunderterlei Combinationen werden versucht, so daß wer uns zufällig behorchte, uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden ver- trauen. Genug, es ist das wichtigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich."

Jannar.

Correspondenz.

Rom, den 5. Januar 1788.

Verzeiht, wenn ich heute nur wenig schreibe. Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen, Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz: alles andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder, sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es spielt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu: das fühle ich; was werden wird weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar.

Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief; möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette,

wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug thun; es muß die Musik erst dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter sich vorstellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayser die Gestalt des Singspiels studirt habe.

Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perspectivstunde. Ich bereite mich zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingabe, wenn die Himmlichen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe, was gut ist!

Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl, und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinth nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug; indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Constellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den Tasso, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Faust schreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Lust fühle. Denn bisher iſt's so gegangen. Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Zürcher Kayser nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder sagt, und ich finde es recht lustig, eine Endursache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet sind. Das darf man Glück nennen. Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten!

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen deutscher Art und Kunst, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig als Claudine, doch wünsche ich nicht, daß es zuerst gedruckt werde.

Du wirst bald sehen, daß alles aufs Bedürfniß der lyrischen Bühne gerechnet ist, daß ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, jene musicalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbarn Egmont keine Schande machen. Ein Italiänisch Opernbüchelchen liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden als daß man deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus Italiänischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Takte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten.

Der junge Camper ist ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift, und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Theil der Ideen! Der dritte ist uns ein heilig Buch, das ich verschlossen halte; erst jetzt hat es Moritz zu lesen gekriegt, der sich glücklich preist, daß er in dieser Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt, und war über das Ende ganz außer sich.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es ist einer meiner angelegtesten Wünsche.

Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernstern Epoche vorspuften. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studio

der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh ich, jetzt genieß ich erst das Höchste was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studiren kann, und am Ende doch noch ausrufen möchte: Jetzt seh ich, jetzt genieß ich erst.

Ich raffe alles Mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu schließen, damit ich Rom nicht mit entschiedenem Widerwillen verlasse, und hoffe in Deutschland einige Studien bequem und gründlich fortsetzen zu können, obgleich langsam genug. Hier trägt einen der Strom fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat.

Bericht.

Cupido, Loser, eigensinniger Knabe,
Du hast mich um Quartier auf einige Stunden:
Wie viele Tag und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben:
Nun sitz ich an der Erde, Nächte gequält;
Dein Muthwill schüret Flamme auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters, und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such, und bin wie blind und irre geworden:
Du lärmst so ungeschickt: ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehen, und räumet die Hütte.

Wenn man vorstehendes Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Almor nennt, dabei denken, sondern eine Versammlung thätiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Interesse verwirren, so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen

die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugsam darstellen. Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage bestürmt, den ich auch als Folge jenes unseligen Concerts ansah, durch welches wir unser Incognito leichtsinniger Weise enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Unlässe haben, daß man von mehrern Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufzunehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierin etwas Besonderes zu sehen schienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen ist bekannt was unter dieser arkadischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mag die Italiänische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben: denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete, wohlgesinnte Männer vor, sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versäumt; auch sey sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit durchaus zu tadeln: denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemeinsamen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verschert, welches man am Neujern zu schätzen sich erfreue.

Jene auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Echte und Vortreffliche, damit ihre Missbräuche fernerhin unangetastet gelten möchten; welches denn doch zuletzt von gebildeten und verständigen Menschen nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umsichtiger und kräftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich beredete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehen machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hierdurch ward ihnen zugleich der Gewinn, sich der Natur zu nähern und in frischer Luft den uranfänglichen Geist der Dichtkunst zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten sie sich auf den Rasen, setzten sich auf architektonische Trümmer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Cardinale nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich unter einander von ihren Ueberzeugungen, Grundsätzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höhern Alterthums, der edeln Toscanischen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzücken aus: Hier ist unser Arkadien! Dies veranlaßte den Namen der Gesellschaft, so wie das Idyllische ihrer Einrichtung. Keine Protection eines großen und einflußreichen Mannes sollte sie schützen; sie wollten kein Oberhaupt, keinen Präsidenten zugeben. Ein Custos sollte die arkadischen Räume öffnen und schließen, und in den nothwendigsten Fällen ihm ein Rath von zu wählenden Aeltesten zur Seite stehen.

Hier ist der Name Crescembeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitstifter angesehen werden kann, und als erster Custos sein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen bessern, reinern Geschmack Wache hält und das Barbarische immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welches nicht etwa Volkspoesie zu übersehen ist, sondern Poesie, wie sie einer Nation wohl ansteht, wenn sie durch entschiedene, wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entstellt wird: seine Dialogen, worin er die bessere Lehre vorträgt, sind offenbar eine Frucht arkadischer Unterhaltungen und höchst wichtig in Vergleich mit unserm neuen ästhetischen Bestreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arcadia verdienen in diesem Sinne alle Aufmerksamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schäfer, im Freien auf grünem

Rasen sich lagernd, der Natur hierdurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenschaft ein menschlich Herz zu überschleichen pflegt; nun aber bestand die Gesellschaft aus geistlichen Herren und sonstigen würdigen Personen, die sich mit dem Amor jener Römischen Triumvirn nicht einlassen durften, den sie deshalb ausdrücklich beseitigten. Hier also blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich ist, als sich zu jener überirdischen und gewissermaßen Platonischen Sehnsucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegorische sich einzulassen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrsamem, eigenthümlichen Charakter erhalten, da sie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarca hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Diese Gesellschaft bestand, wie ich nach Rom gelangte, so eben hundert Jahr, und hatte sich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Gesinnungswechsel, immer mit Anstand, wenn auch nicht in großem Ansehen, erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieselben zur Aufnahme anzulocken, um so mehr als der Hüter dieser poetischen Ländereien bloß dadurch sich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function selbst aber ging folgendermaßen vor sich. In den Vorzimmern eines anständigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geistlichen Herrn vorgestellt, und er mir bekannt gemacht als derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichsam oder Pathen vorstellen sollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal, und setzten uns in die erste Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand sich ein stattlicher älterlicher Mann, den ich nach seiner Bekleidung und der Chrfurct, die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Custode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Personen auf, welche sich theils in Versen, theils in Prosa hören ließen. Nachdem dieses eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem sie im ganzen mit dem Diplom zusammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke.

Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt und unter großem Händeklatschen aufgenommen und anerkannt.

Mein sogenannter Pathe und ich waren indessen aufgestanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzu lange, sehr schickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall sich hören ließ, nach dessen Verschallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da es in jeder andern Sprache seine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht übersezt worden. Indessen suchte ich den Custode mit seinem neuen Hutgenossen auf das beste zufrieden zu stellen.

C. U. C.

Nividdo Amarinzio, Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia, per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, e vollero altresi assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre

alla Tragica Musa, dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serrabotto dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXL^I. Anno II. dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Corimbo

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Melicronio Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Pansflöte, darunter Gli Arcadi.

Florimonte

Egiréo

Sotto-Custodi.

Februar.

Correspondenz.

Rom, den 1. Februar 1788.

Wie froh will ich seyn, wenn die Narren künftigen Dienstag Abend zur Ruhe gebracht werden! Es ist eine entsetzliche Seccatur, andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist.

So viel als möglich war, hab ich meine Studien fortgesetzt; auch ist Claudio gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Act an Herder ab, und so wär ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen noch helfen kann. Tasso muß umgearbeitet werden: was da steht, ist zu nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!

Der sechste Band enthält wahrscheinlich Tasso, Lila, Jerry und Bately, alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen soll.

Zugleich hab ich meine kleinen Gedichte durchgesehen, und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem siebenten herausgabe. Es ist ein wunderlich Ding, so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!

Hier sekkiren sie mich mit den Uebersetzungen meines Werther, und zeigen sie mir und fragen, welches die beste sey, und ob auch alles wahr sey. Das ist nun ein Unheil, das mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 6. Februar.

Hier ist der dritte Act Claudiens; ich wünsche, daß er dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, hab ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab ich bei dieser, wie bei Erwin, auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan was ich konnte.

Ich bin recht still und rein, und, wie ich euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt; auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem allem gebt mir euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann solls an Wilhelm u. s. w.

Rom, den 9. Februar.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was Rechts gelärmt. Besonders Dienstag Abends, wo die Raserei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Fasten. Auf kein Festin (so nennen sie die Redouten) bin ich gekommen; ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band absolviert ist, will ich nur einige Kunststudien durcharbeiten, dann gleich an den sechsten gehen. Ich habe dieser Tage das Buch Lenardo da Vincis über die Malerei gelesen, und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

O wie finde ich die Zuschauer so glücklich! die dünen sich so klug, sie finden sich was Rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubst nicht, was das ein behagliches Volk, indes der gute Künstler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel, jemand urtheilen zu hören, der nicht selbst arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der

Tabaksdampf macht mich eine solche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelica hat sich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft, eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon, beide um einen hohen Preis. Da sie so reich ist, daß sie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, so ist es lobenswürdig, daß sie etwas anschafft, das ihr Freude macht, und solche Sachen, die ihren Kunsteifer erhöhen. Gleich sobald sie die Bilder im Hause hatte, fing sie an in einer neuen Manier zu malen, um zu versuchen, wie man gewisse Vortheile jener Meister sich eigen machen könne. Sie ist unermüdet, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu studiren. Mit ihr ist eine große Freude Kunstsachen zu sehen.

Kayser geht auch als ein wackerer Künstler zu Werke. Seine Musik zu Egmont avancirt stark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir scheint jedes dem Endzweck sehr angemessen. Er wird auch „Cupido, kleiner, loser“ componiren. Ich schicke dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken gesungen werde. Es ist auch mein Leibliedchen.

Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir, und lege mir zu viel auf.

Rom, den 16. Februar.

Mit dem preußischen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unserm Herzog, der so freundlich, lieb, gut und erfreulich war als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt schreiben konnte, so beschrieb er mir die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Ueber mich selbst erklärte er sich auf das liebreichste.

Rom, den 22. Februar.

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Betrübnis setzt. Ein Franzose, Namens

Drouais, ein junger Mensch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe in seinem verlassenen Studio die lebensgroße Figur eines Philoktet gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend fühlt, ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment, daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehen. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht, in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: Amor als Landschaftsmaler, schick ich dir ehestens, und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen; sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Miedings Tod schließen den achten Band, und so meine Schriften für dießmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten.

Morgen früh ist päpstliche Capelle, und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Karwoche auf den höchsten Grad des Interesses steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mit dem Styl bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber

auffschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmusik von Zürich, wo sie Kaiser zurückließ. Sie wird alsdann erst am Clavier gespielt, und dann in der Capelle gehört.

Bericht.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist, und gar mancher Gegenstand der Kunstschaugung zusagt, so kam diese mir auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtsthoreiten und Absurditäten zu Gunsten. Es war das zweitemal, daß ich das Carneval sah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturzeugniß und Nationalereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, welche Vorarbeit ich später zu dem weiter unten eingeschalteten Aufsatze benützte, bat auch zugleich unsren Hausgenossen Georg Schüß, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu coloriren, welches er mit seiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Georg Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Director des freien Zeicheninstituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt zur ersten Ausgabe bei Unger, welche sich selten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr als sonst geschehen wäre unter die verkappte Menge hinunter drängen, welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sey.

Aber für den innern, bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet seyn. Auf dem Venezianischen Platz, wo manche

Kutsch'en, eh sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen und die Vorbeiwallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Madame Angelica, und trat an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert — denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen? — ja ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache, als Madame Angelica das Wort nahm, und, indeffen jene sich vorbog, zu mir sagte: Ich muß nur den Dolmetscher machen; denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Anteil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wieder herstellend auf sie gewirkt, sei die Theilnahme ihrer Freunde, und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden.

Das ist alles wahr, sagte jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernt ich mich wieder in das Gedräng der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt, und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edeln Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte als ich mir schmeicheln durfte, mein Anteil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürst Nezzonico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Dieder errichtet, und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen

Gönner und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entbrechen mancherlei Art von Einladungen anzunehmen als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Concerte auf der Capitoliniſchen Wohnung des Senators sich hören zu lassen willig war, und man unsren Genossen Rayser, dessen Geschicklichkeit ruchtbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliseo zu, mit alle dem was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel; dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Concert, und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz würdig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Rayser kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannigfaltigste Weise.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Gespräch manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen Venezianischen Art halb bedauernd versicherte, er sey eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdruckvollen Adagios seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seyen zuwider gewesen; doch aber liebte ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator dagegen konnt ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieb, die ihn vergewisserten, er bewirthe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, besonders deutsche Zuhörer, blieb es ein unschätzbarer Genuß in dem Augenblick, wo wir eine treffliche, längst gekannte verehrte Dame, in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzige Gegend von der Welt zu schauen, und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das sich linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseo hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinth der Palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und gestochene nordwestliche Uebersicht von Rom, genommen von dem Thurm des Capitols, bitten wir hiernächst zu überschauen; sie ist einige Stockwerke höher und nach den neuern Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beschattung, wie wir sie damals gesehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren schattig blauen Gegensätzen, und alle dem Zauber, der daraus entspringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in diesen Stunden als Glück zu schäzen, das herrlichste Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Porträt Clemens XIII. Rezzonico, der unsern Gönner, den Senator, als Nepoten an diesen Posten gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildnissen, da wo seine Kunst sich am tüchtigsten bewährte, ist das Bildniß des Pabstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venezianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines

glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorits ist wahr und warm, und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das Uebrige der Figur schön abheben, gilt für ein gewagtes Kunststück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches, harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehen erhält."

Das Römische Carneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das Römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmale sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergehe, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einsförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären, und vorzüglich wird die Frage seyn, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das Römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Policei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk,

das von dem Castell San Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viele Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Procession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll: hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll seyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast alles erlaubt sey.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt was ihm begegnet leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freut sich der Römer noch zu unsren Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Carneval selbst einmal beigewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen, nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuss einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das Römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen Italiäischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten

andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venezianischen Palast. Sie ist ungefähr vierthalbtausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnismäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können. Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße, der Venezianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der Nördliche Corso belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren: die Wagen kommen vom Venezianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle. Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite: so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung aneinander hin. Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen: jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen Italiänischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschern, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger

in den Corso; jedermann kommt um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden: es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebenscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerieen um.

Keine Leiche wird ohne verummumte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten: es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hier und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gefeiert und gereinigt. Man ist beschäftigt, das schöne, aus

kleinen, vieredig zugehauenen ziemlich gleichen Basaltsstückchen zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein, und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen Barberi genannt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeit lang stille zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin, und giebt ihm oben am Venezianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Chemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht. In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Classe des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis besteht aus einem etwa dritthalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff,

das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwiebt, und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis *Palio* genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quasistandarten werden von dem ersterwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinfieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablauen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen, und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablauen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von San Carlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wetternenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommenen Carnevals freiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen giebt, es sey erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu seyn.

In diesem Augenblicke legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geflappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt; auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt; die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu seyn: sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuern ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sey. So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

Wache.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hie und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi; Padroni, Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosken die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst was ihnen Laune, Wit oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanküchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte, und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indes seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen ihn zu befängtigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der, bescheidener und zufriedener, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenkleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, declamirend wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, er packt einen andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen: der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu seyn durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sey. Man sieht sie selten anders als mit Samt oder Seide bekleidet; sie tragen brocatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickeilig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Böpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man sieht, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Beinen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Rückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen, und einen hellen, durchdringenden, unarticulirten Laut von sich geben, der mit den Consonanten brr verbunden ist. Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin und wieder läuft. Muthwillige Knaben blasen indes in große gewundene Muscheln, und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corso auf und nieder laufen) wenige die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Corso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen, und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich auf welche Art es sey zu ver-mummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufzubinden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen: schöne Haare werden vorzüglich erforderlich, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demütiger Geberde unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse, und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze, oder erscheinen in einer artigen Hastracht, nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defensivwaffe ein Besenchen aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Überlästigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn, zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Eben so müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte, mit ihren großen Bürsten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Betturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satirische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich; er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor Neuverheirathete trat, und Ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang strecke, und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums, und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Särtouts und kolossalischen Reissfedern sehr geschäftig.

Die deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske. Es sollte ein Obelik vor der Kirche Trinità de' Monti aufgerichtet werden. Das Publicum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk,

um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutsch'en.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutsch'en nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben als von der sonn- und festtäglichen Spazierfahrt die Rede war; nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venezianischen Palast an der linken Seite herunterfahren, da wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts so gut er kann, und von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann; vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein; Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen gepunktet. Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbenen Bändern gezielter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen; an dem

Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Puß, mit hoher Frisur und Federn, eine große Caricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zurrust: O fratello mio, che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder ein paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben so machen es die Bedienten, und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts als daß sie sich noch, wie auf die Englischen Landkutschen, oben auf den Kästen setzen.

Die Herrschaften selbst scheinen es gern zu sehn, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern, über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straße herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen so lang, als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Lust zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Rührung zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen als nöthig ist: wer nun mit der langsamn Massen sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag, und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so viele, die dem Römischen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das

sich jährlich wiederholt und das von manchem, mit diesem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sey nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken, und wenn es eine Stockung giebt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er ehe er sichs versieht den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine grössere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehrern Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Fürsten Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Policeiherren von Rom, nur um das Carneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palast Russpoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert: am Palast Russpoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelklasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen herauszufinden, und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst: denn die Russchen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen nach sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherhaftem, oft aber nur allzu ernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und

Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist als daß der Getroffene sich umkehre und die lose Freundin entdecke: dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Missbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vor Rath nöthig gemacht. Es ist nun ein eigenes Gewerbe, Gipszettlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher: jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselseitig an, und vertheidigen sich wechselseitig.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff; man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palastes Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestrafst vorbei ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifer sucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine verummumte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten

so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermumt, zu stark geharnischt als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt, und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umherstzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gipskörner nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zustellt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gipsconfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind, und einem jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegeln.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo zuletzt die Streitenden aus Mangel an Munition sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mitgetroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehrern Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italiänischer Policei, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel, und die meisten mehr lustig als ernsthaft. So kommt zum Beispiel ein offener Wagen voll Bulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal

eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloßn bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Missbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie tritt, in Spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italiänischen Theaters auf, und fängt an, seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellenkönig.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Als dann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu vermannigfaltigen sucht. Der eine trägt eine Perücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsren Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicherweise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wärmern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren; eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu seyn; sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel; die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den einen da-, den andern dorthin: die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Partei zu befriedigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbei gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie gebärdet sich jämmerlich, und ehe man sichs versieht, bringt sie, zu großer Erlustigung der Umstehenden, irgend eine uns förmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa nennen, welches mit unsrem „Frischauf in allen Ecken“ übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Shirren vor, und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem Spanischen Platze, ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Scharen, um ihre Galanterieen freier anzubringen. Sie haben ein Manöver, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz strack auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um, eine Colonne, und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird mit rechts um die Fronte wieder hergestellt, und so gehts eine Straße hinein; dann ehe man sichs versieht, wieder links um: die Colonne ist wie an einem Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben, und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt sich immer mehr in den Corso hinein. Die Bewegung der Kutschchen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Pabstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruf. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem einer hust, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hinein lenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Bergebens, daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut: es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschchen besetzt, die zu spät kamen, und weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni! Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist: denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschern herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über stroßen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können. Die drei mit Teppichen behängten Fassaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor, und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Neben dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird. Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen, daß er gereinigt ist, und heiter ihm erlaubt die Wache niemand, aus der Reihe der Kutschern hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooster Ordnung von gepanzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelfugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum

Augenblicke mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an. Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurückzuhalten. Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig; die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblick des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los. Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Rutschen hineinkommen, wird meist aller Wettkampf vergebens.

Ein paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich untereinander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden; das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venezianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und festzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltigen, blitzschnellen augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergegneten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein,

dass dieses Spiel den Thieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts stehen, und zufälligerweise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum seyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drei der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen, und die letzten glücklich über die gefallenen wegsprangen und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer unter solchen Umständen ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, dass boshaftes, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen, und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venezianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobene Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bei dem Venezianischen Palast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das letztemal gegeben.

In diesem Augenblicke verlässt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiss ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist werth, dass man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben gesehen, dass die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so vieles in Italien entscheidet, auch

die gewöhnlichen sonn- und festtägigen Spazierfahrten auflöst. Dort sind keine Wachen und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf und ab fahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich niemand sein Recht nehmen umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corso zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheint uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschossenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt hinunter-, dem andern hinaufzufahren, so können beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftiger, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nach.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und ein jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balletten; Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so giebt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone; das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebaut hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens Ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros sowohl von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen, und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen. So zeigen sich hier Aegyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen,

ein Consul, mehr oder weniger gut und nach dem Costüm ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der Englischen, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken; zum Beispiel es entzweien und versöhnen sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind durch die pantomimischen Ballete an stark gezeichnete Gesticulation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudiert.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustigt, so ist man bei anbrechendem Tage schon wieder in dem Corso beschäftigt, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter mit einer Peitsche treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschchen fahren auf und nieder und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt

je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carneval's vermehren sich wie natürlich die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Puß und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht still; kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr herein rücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey; allein weder Wagen noch Masken noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist.

Die Balcone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine kristallene Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen; offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Nuthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer Sia ammazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederholen. Sia ammazzato chi non porta mocco! Ermordet werde, der kein Lichtstümphen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrei: Sia ammazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das feinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll: Sia ammazzato! von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem furchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird Sia ammazzato! diesen Abend zum Lösungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Complimente.

So hören wir spotten: Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l' amore! oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo! oder Schmeichelei und Complimente damit verbinden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica, la prima pittrice del secolo!

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemand im Hause, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster ans benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander; man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher; der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreien: Sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweist; der Knabe behauptet die Freiheit dieses Abends und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sichs nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren: die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollte.

Und doch, weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergeßen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen; und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest wie ein Traum, wie ein Märchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren

Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Daseyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweicht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unseres Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich über sieht, in der Kutsche oder zu Füße nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren ernsthafster zu sprechen als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir, daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen wie die vorbeifliegenden Pferde nur einen Augenblick uns erscheinen, uns röhren und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüstern ängstlich-süße Empfindungen in ihrer Nähe genießt.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochs betrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unserer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Carneval, unüberschlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering scheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

März.

Correspondenz.

Rom, den 1. März 1788.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle, wo der Papst mit den Cardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht roth, sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albrecht Dürer gesehen und freute mich nun, so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Karwoche, wo alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Capelle selbst kenne ich recht gut: ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag geessen und auf des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten, und kenne die Gemälde fast auswendig; und doch, wenn alles beisammen ist, was zur Fundation gehört, so ist es wieder was anderes, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motetto, von einem Spanier Morales componirt, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt seyn könnten, theils weil er zum antiken Inventarium der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelos, des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte einzig passe. Kayser wird dureinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik, und studirt sehr fleißig alles was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in Italiänische Verse gebracht, und von einem Venezianischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der Spanischen, theils der Deutschen, als Motiv angenommen, zu andern hat er alte Griechische Melodien zu Grunde gelegt, und sie mit großem Verstand, Kunstenkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus abschreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt ist, und die ersten funfzig Psalmen enthält. Herder soll doch aufstellen; er sieht vielleicht in einem Catalogus dieß interessante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen!

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt seyn. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getrostet; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren nie gehestet), so mürbe und an den Rändern zerstößen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen

und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung, und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist ins Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu ausgeführt und dessen Apotheose hinzugehan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden: ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen, und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt für Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen, und hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein trefflich Buch; man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil das der Theil ist, von dem ich bisher am wenigsten begriff. Ich sehe, daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuss der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borghese, welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verständigern Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Rom, den 7. März.

Eine gute, reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Capelle, dagegen sah ich mit Angelica ein sehr schönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Akademie San Luca, wo Raphaels Schädel ist. Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrscheinlich werde verschaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt ist und in gleichem Saale hängt, ist seiner werth.

Auch habe ich das Capitol wieder gesehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppis Haus, das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen kostlichen Sachen haben mich vorzüglich ergezt zwei Abgüsse der Köpfe von den Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehen. Leider, daß der beste durch Zeit und Witterung fast einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat, und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Esequien des Cardinal Visconti in der Kirche San Carlo. Da die päpstliche Capelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf Morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwei Sopranen, das Seltsame was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig Instrument die Orgel sey, ist mir gestern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Gesang bei der Vesper: es verbindet sich sogar nicht mit der Menschenstimme, und ist so gewaltig! Wie reizend dagegen in der Sixtinischen Capelle, wo die Stimmen allein sind!

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt; nur wenige Blüthen sind auf den Gipfeln noch zu sehen. Nun folgt der Pfirsichbaum, der mit seiner schönen Farbe die Gärten zierte. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attichbüsché in

den Hecken sind alle ausgeschlagen, und andere, die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner; auf einigen zeigen sich Blumen. In meinem neuen Cabinet, wohin ich zog, weil wir Tischbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannigfaltige Aussicht in unzählige Gärten und auf die hintern Galerien vieler Häuser. Es ist gar zu lustig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnisspunkt betrifft, gehe ich sehr rein und sicher fort; in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein wenig confus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Rom, den 14. März.

Die nächste Woche ist hier nichts zu denken noch zu thun: man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werde ich noch einiges sehen was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kaisern davonziehen. Wenn alles geht wie ich wünsche und vorhave, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwischen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe, und nun wenigstens einen äußersten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann.

Diese Woche hat sich ungeachtet des übeln Wetters gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtinischen Capelle ein Motett von Palestrina. Dienstags wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verschiedene Theile der Karwochsmusik in einem Saale sang. Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Clavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte

und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Be- trachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburschen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit alle dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können. Er wird die Vergünstigung erhalten, eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu sonst niemand gelassen wird.

Ferner habe ich diese Woche einen Fuß modellirt, nach vor- gängigem Studium der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Theil flüger; versteht sich, in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur War- nung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen: in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anerkennung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyers Rath und Nachhülfe mich am meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allge- meinen Uebersicht der Kunst, die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig, nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es ist angenehm, auch im Unend- lichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort überall herum zu gehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum erstenmale in Raphaels Villa, wo er, an der Seite seiner Geliebten, den Genuss des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig Monument. Der Fürst Doria hat sie acquirirt und scheint sie behandeln zu wollen wie sie es verdient. Ra- phael hat seine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand por- trätirt in allerlei Arten von Kleidern und Costüm; selbst in den historischen Compositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage

des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen als sichs schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken. Dann ging ich in die Villa Albani und sah mich nur im allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag.

Heute Nacht hat es sehr geregnet; jetzt scheint die Sonne wieder und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirsichblüthen fangen schon an abzufallen und die Citronenblüthen brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst. Sie werden nie wieder finden was sie an mir gehabt haben; ich verlasse sie mit Schmerzen. In Rom hab ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden, und als einen solchen haben mich diese drei in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen.

Rom, den 22. März.

Heute geh ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen schreiben. Nun ist auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beschwerden vorüber; morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns, und dann wendet sich das Gemüth ganz zu einem andern Leben. Ich habe durch Kunst und Mühe guter Freunde alles gesehen und gehört; besonders ist die Fußwaschung und die Speisung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkauen.

Die Capellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Misericordia von Allegri und die sogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gefreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Karfreitag früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Pabst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und das Chor anfängt: Populus meus, quid feci tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik

transportabel ist, bringt Kaiser mit. Ich habe nach meinem Wunsch alles, was an den Functionen genießbar war, genossen, und über das Uebrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt; aber bewundert hab ich alles: denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die Christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschieht alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommener Würde. Es kann aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen seyn. Hätte ich nicht in der Zwischenzeit auf jene Veranlassung wieder stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnte ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten. Ich habe diese Zeit wieder viel studirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und geründet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler, der mich nach Sicilien begleitet hat. Es sind schöne, liebliche Früchte meiner Reise und für euch die angenehmsten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, giebt man ihm am sichersten. Einige drunter sind, dem Ton der Farbe nach, ganz kostlich gerathen, und ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt so schön ist.

So viel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

So eben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf.

Das Castell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer. Um elf Uhr Morgens.

Bericht.

Es ist uns erinnerlich, wie Filippo Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Roms sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weit-entfernten Lage dieser Stationen, insofern der Weg an Einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleich zu achten ist. Jene sieben Kirchen aber sind: St. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebastiano, San Giovanni im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, San Paul vor den Mauern.

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen in der Karwoche, besonders am Karfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Abläß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuss hinzugehan, so wird in solcher Hinsicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugnissen zum Thore von St. Paul endlich wieder hereintritt, erhält daselbst ein Billet, um an einem frommen Volksfeste in der Villa Mattei an bestimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelassenen eine Collation von Brot, Wein, etwas Käse oder Ciern; die Genießenden sind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Casino der Villa, findet sich die höhere Gesellschaft zusammen, Cardinale, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergeßen, und somit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei gestiftet, hinzunehmen.

Wir sahen eine Procession von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geistlichen Gewand, sondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Festtage zu erscheinen geziemt möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweise; es konnten ihrer vierzig seyn. Sie sangen und sprachen ihre Litaneien fromm vor sich hin und wandelten still und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Ansehen ging an ihnen her, und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erfundigung deshalb gab uns zu vernehmen, dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sey es ihm gelungen, andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuslein gesammelt, welches er zu gottesfürch-tigen Handlungen, um den schädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit aus einander liegenden Hauptkirchen an Einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sey diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichtete seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehr hinzudrängen als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zu Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hiervon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller, und verlangte mit gutgesetzten Worten für die nackten und sohlenlosen bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch

von den anstehenden, sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Verdienstes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende Theil nehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut; wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen,

von Karl Philipp Moritz. Braunschweig 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuscript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger über den Vorschuß einer Kleisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche nicht so leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsren Unterhaltungen herborgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sey, so kann es geschicktlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthatten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen; vielleicht nimmt man hiervon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber seyn, das heißt, die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.“

Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe bei ihrer völligen Entwicklung auf einmal in der dunkeln Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverständniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Be trachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahnten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dies zu werden, muß die Thatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. — Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. — Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur eben so wahr und so richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führt uns dies auf den Punkt, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse ehe es

durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkfähigkeit fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmählichen Werdens, in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Daseyn da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuss der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff Näherkommendes in uns entstehen, das den Genuss der schönen Kunstwerke uns erhöht. Allein da unser höchster Genuss des Schönen den noch kein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuss desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber, und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuss desselben ist nur eine Folge seines Daseyns, und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann erst um unsertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Wesen giebt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Gränzen der Denkfähigkeit, in seiner Entstehung, in seinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkfähigkeit beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey, ist es schön. Denn es mangelt ja der Denkfähigkeit völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen

Vergleichungspunkt für das echte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur insofern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkraft ist, so würden wir, insofern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minder-schöne, wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersepte, das ihr so nahe wie möglich kommt ohne doch sie selbst zu sehn: dieß ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Gränzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersezten kann.

Wenn nämlich das Organ nicht sein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungs-punkte darzubieten als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Cirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns misslingen, und uns desto unzufriedener mit uns selber machen je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen gränzt.

Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt

so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verloht ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Daseyn muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kommt bei ihm, als Bildungskraft, eben so wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Gränzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr, sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

Es blickt zum Beispiel beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch, und ahnt dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl dieser Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen. Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas Nehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haft ihr eigenes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet. Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Daseyn dankt, mit dem Bewußtseyn von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln. Allein sie wird ihres Wunsches

ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte, und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen, und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuss des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu dem was sie beginnt nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber runden.

Dem höchsten Genuss des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstrieben, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennützes, die wir noch finden, tilgen, und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da sehn wird, durch das Gefühl unserer eignen Kraft gewähren soll, so viel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst in seiner Hervorbringung noch Reiz genug, unsere Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstrieben folgen, weil er echt und rein ist. Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter: der Friede in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich zum Lohne für sein bescheidenes Zurücktreten in seine Gränzen dem reinsten Genuss des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer

tausend falsche, angemachte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen Einen echten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen. Denn da die echte Bildungskraft zugleich bei der ersten Entstehung ihres Werks auch schon den ersten höchsten Genuss desselben als ihren sichern Lohn in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstrieb unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selber und nicht durch die Ahnung des Genusses von ihrem Werke erhält, und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selbst kein richtiges Urtheil fällen kann, so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche dieser Selbsttäuschung zu entkommen.

Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie echt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen oder sie einen falschen Weg einschlagen läßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das echte Schöne selten. Und weil sie auch aus dem angemachten Bildungstrieb das Gemeine und Schlechte unbehindert entstehen läßt, so unterscheidet sich eben dadurch das echte Schöne und Edle durch seinen seltenen Werth vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zu einander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, insofern dieselbe in allen ihren Berührungs punkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt zugleich auch alles was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

Infofern nun diese thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heißt sie Bildungskraft; und infofern sie das, was außer den Gränzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegenneigend, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein stattfinden.

Infofern nun diese bloß thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen seinen Berührungs punkten ein Abdruck der Verhältnisse des großen Ganzen seyn, ohre daß eben der Grad der Vollständigkeit erforderl würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft voraussetzt.

Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns umgiebt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungs punkten unseres Organs zusammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen ohne es doch selbst zu sehn. Die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht sich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzusezen: es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, so weit es kann, selbst dieß umgebende Ganze seyn.

Daher ergreift jede höhere Organisation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete, und trägt sie in ihr Wesen über: die Pflanze den unorganisierten Stoff durch bloßes Werden und Wachsen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene spiegelnde

Oberfläche seines Wesens, in den Umfang seines Daseyns auf, und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar. Wo nicht, so muß er das, was um ihn her ist, durch Zerstörung in den Umfang seines wirklichen Daseyns ziehen, und verheerend um sich greifen so weit er kann, da einmal die reine, unschuldige Beschauung seinen Durst nach ausgedehntem wirklichen Daseyn nicht ersezten kann."

April.

Correspondenz.

Rom, den 10. April 1788.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war abzugehen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich wäre lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kaysers willen und um Burhs willen. Ersterer muß noch einige Studien absolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Musicalien sammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde nach meiner Erfindung ins Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf.

Doch hab ich den 21. oder 22. April zur Abreise festgesetzt.

Rom, den 11. April.

Die Tage vergehen, und ich kann nichts mehr thun. Raum mag ich noch etwas sehen; mein ehrlicher Meyer steht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kaysers nicht bei mir, so hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, so wären wir weit genug gekommen. Besonders hätte er bald über alle Scrupel im Köpfzeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der Französischen Akademie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Alterthums beisammen stehen. Wie könnt ich ausdrücken, was ich hier wie zum Abschied empfand! In solcher Gegenwart wird man mehr als man ist: man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier

in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsbald, wie unzulänglich er sey! selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom, den 14. April.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ, an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblick erst was man alles um sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes: meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslössens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichen Bericht manches zusammen, und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tif ward auf die

Länge beschwerlich: er ließ nämlich alles, was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft ohne eigentlich bösen Willen andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle: ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die obern Räume waren den untern gleich; die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte. Hier sah man nun die verschiedensten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt: dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunst hervor, Gartensäle, Balcone, Terrassen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepact und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen, die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und lustige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierau

geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich: denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde auf dieselbe Staffelei, an denselben Ort gestellt, erschien wirkamer und auffallender: ich erinnere mich, daß einigemal, als ich ins Zimmer trat, mir ein solches Bild wie zauberisch entgegenwirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirekten atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gipsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch sehn mag, beunruhigt uns; wir wünschen unsere Gefühle, unsere Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dieß die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen, empfindet man sich in einem bewegten Naturleben: man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessnen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man vergleichen Umgebung in

Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habbüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gipsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimiles, geben hierzu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen auffschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unserer Zeitgenossen, der zum erstenmale vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähne ich noch eines Hercules Anax, so kräftig und groß als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden. Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisken genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorene waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edeln Angelica zugesetzt, wenigstens andere den nächsten Künstlern; manches gehörte noch zu den Tischbeinschen Besitzungen, anderes sollte unangetastet bleiben und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühesten Zeiten hingeführt, und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Anteil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühesten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr: in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung in dem von oben wohlbeleuchteten Saale plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gipsgießer in Frankfurt ein; sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten, und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoonkopf, Niobes Töchter, ein Köpfchen, später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edeln Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich löstrennen sollte.

Die Gesetzmäßigkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sizilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegten, die sich unseres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte; auf mich aber doch, dem vieles, was er dort vorsand, neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzuführen, so wie die von

mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Piniensproßling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Häusgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unschätzbarer Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende, darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte, wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben durch Aufopferung mehrerer Exemplare von Zeit zu Zeit beobachtete; die übrig gebliebenen frisch aufgeschossenen übergab ich einem Römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße pflanzte wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen!

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen seyn möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Massima und die Catacomben bei San Sebastiano. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalnen Begriff, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum besten: denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsbald ein solches Missbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg, und dort im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefahster als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen möchte. In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano belehrt ich mich lange Zeit nachher umständlich von

alle dem, was ich dort gesehen oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unsere Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligtum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefasste und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannigfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstmunde seyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reiffenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannigfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael, selbst noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und be kennen.

Pietro da Cortona war ehemals der Besitzer dieses Werks, und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu

Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend, er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade: denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel im Hofe des Palasts Caraffa Colombrano nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sey. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an, ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte. Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir ward die Sache sogleich mitgetheilt, und wir eilten selbdritte zu dem von unserer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatz. Rega hob sogleich ein Brett von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Stumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorbliebend und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte. Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: Gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen; denn ein so reines, wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich, diesen Ankauf zu machen: wir entschlossen uns daher, den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohlvermögend zum Ankauf und durch

ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniele da Volterra, und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl, lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Überlegung aufgeregt: die Kunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal, und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesamtzeichen wohl als Griechische Arbeit anzuerkennen sey, und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick, wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unserer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen: denn eine Verbindung war es im ideell-Pygmalionischen Sinne, und ich läugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefste Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hilfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust, und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Übergläube, vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica mit

Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthändel ein, und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannigfaltig, und es frage sich, in wiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen, und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus: sowohl Mühe als Gefahr sehe sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht; dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begeirde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte: denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten, aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht: 1) aus der auf der Feste sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Bisconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen, sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört, wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich, und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen: sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werde es nie vergessen,” sagte sie, „daß ich, aus Verirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr seztet Eure Erfundigungen durch mehrere Wochen fort bis endlich mein Bruder, Euch besuchend, für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht ob ers ausgerichtet hat wie ichs ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn sichs geziemte.“ Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seyd glücklich, so reich zu seyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?“ Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück, in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit: denn eigentlich macht ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unseres

zarten Verhältnisses vom ersten Augenblick an bis zum letzten mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr!“ rief ich aus: „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.“

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung: es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes Iattonisches Schlüßbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegen-sägen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzten uns in einen Zustand wie von einer andern, einfacheren, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen macht ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmale, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dessenungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen

die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseos mich näherte und in dessen verschlossenes Inneres durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern lässt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,

Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
Wiederhol ich die Nacht, wo des Theuern so viel mir zurückblieb,

Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,

Luna sie lenkt' in der Höh nächtliches Rossgegespann:

Zu ihr schaut ich hinan, sah dann Capitolische Tempel,

Welchen umsonst so nah unsere Laren gegränzt.

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigener Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich möchte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die

Ansicht der Welt sey, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit: der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Brachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zustand dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise, trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwirben.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reisejournals.

Volks gesang.

Benedig.

Es ist bekannt, daß in Benedig die Gondoliere große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen, und solche auf ihre eigene Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltener geworden zu seyn; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechsweise singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Declamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen San Giorgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere: und so wechselten sie mit einander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand

mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Scene einigen Genuss zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete, und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey: wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzes. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wieder wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen, einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor langer Weile sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel: alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen, volkfreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz

unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen: er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an gehört zu werden wie er den ersten vernahm. Convention heißt sie von Vers zu Vers wechseln; der Gesang kann Nächte durch währen: sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: È singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido, der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet, besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocco und Palestina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien singen. Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang, als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Gesang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer sein eigenes.

Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodische Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art, die Noten zu schreiben, nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden oder vielmehr Schreienden so vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einmal einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied rohe, obgleich nicht ganz unwitzige Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der, halb Italiänisch, halb Französisch, ungefähr auf seine bekannte Melodie auf allen Straßen gesungen ward. Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich componirt und mehrstimmig in Concerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, so gleich in Zweifel ziehet. Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
 Mia dolce Mirami!
 Mi dice che sei bella.
 E penso anch'io così:
 Non dico: bella, bella!
 Ma — li la ba te li.

das letzte Ma, welches durch die unbedeutenden Refrainsylben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke. Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon, weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gelübbedtafeln sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster-, Hexen- und Teufelsideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich aufs Rad geslochenen Missethäters; ein frecher Mensch schleicht sich hinzu in der Absicht, einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermutet die Hexe nicht in der Nähe, doch faszt er sich und redet sie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Gespräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das

Gedicht aus. Hier ist der erste Vers und die Melodie, mit den Zeilen, wodurch sich die übrigen Strophen von der ersten unterscheiden.

Allegro.

„Gu - ru - gium a te, gu - ru - giu!“ Che ne
Begleitung.
 Bass statt der Castagnetten, auch wohl und am besten, von einer Hand zu spielen.

vuoi del-la vecchia tu? „I - o voglio ques-ti
 pie-di.“ E che diabol'ne vuoi far tu? „Per far

pie - di ai cande-lie-ri.“ Ca-da-ve-re ma-lat-
 tia! „Ag-gi pa-zì - en-za, vec-chia mi - - - -
 a.“

Gurugium a te! gurugiu!

Che ne vuoi della vecchia tu?

Io voglio questi piedi.

E che diabol' ne vuoi far tu?

Per far piedi ai candelieri.

Cadavere! malattia!

Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier ist eine ungefähre Uebersetzung zu mehrerer Deutlichkeit. Gurugiu! soll wahrscheinlicherweise ein freundlicher Zaubergruß seyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!

Die Hexe. Was willst von der Alten du?

Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!

Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?

Der Dieb. Zu machen Leuchterfüße.

Die Hexe. Daß dich die Pest und Seuche!

Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

Ich erinnere mich in keiner Italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Eben so glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzos zu zwei Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie von zwei armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander, und tragen wechselseitig ihren Dialog vor; sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen, und verkaufen ihre gedruckten Gesänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde, und schalten für diejenigen Leser, welche mit dem Italiänischen nicht ganz bekannt sind, einen kleinen Commentar zwischen den Dialog ein.

Der Schauplatz ist an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erster Theil.

Jesuſ kommt und macht die Exposition ſeines Zustandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e queſto è il ſasso
Per potermi ripofar.

Er erklär̄t ſeine Afsicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto:
Una Doña ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovil cercando va,
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weitem ſehen.

Ecco appunto la meschina,
Che ſen vien ſola da ſe.
Vieni, vieni, o poverina,
Vien, t' aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, fieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm, jemand dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che ſiede là?
Io di già me l' aspettava
Di trovar qualche uno qua.

Besonders will ihr der Jude nicht gefallen.

È un Giudeo, ſe ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viſo
Egli è desso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Hasses der beiden Völker.

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein sie nimmt sich zusammen, geht nach ihrem Geschäfte
und setzt sich vor, wenn er nicht freundlich ist, schnippisch dagegen
zu sehn.

Baderò alli fatti miei,
Io al pozzo voglio andar.
Se dirà, Donna, chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Iesus überrascht sie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona Donna, il ciel vi guardi!

Samar. Ist verwundert und gleich gewonnen; sie erwiedert
freundlich:

O buon Uomo, a voi ancor!

Iesus. Nähert sich im Gespräch:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt sich weiter ein:

Non potevo più a buon or.

Iesus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po d' acqua in carità!
Deh, ristoro a me porgete,
Un po d' acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr paradox vor, daß ein Jude von
ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domanda vi dia da ber;
A un Giudeo è cosa strana
Chi l' avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro,
Cosa avrebbe mai a dir.

Iesus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste,
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt, er wolle sie zum Besten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l' acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò:
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Iesus. Bleibt bei seinem Gleichnisse, und verspricht jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.

O figliuola, chi l' acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia,
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das sehr bequem und bittet sich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Iesus. Versucht sie.

A chiamar vostro Marito
Gite, l' acqua vi darò:

Nè temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. Will von keinem Mann wissen.

Lo Marito! Guardi il cielo,
Sono libera di me.

Iesus. Beschämst ihre Verstellung.

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre?
Cinque già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erschrickt.

O che sento! (bei Seite) Il ciel m'ajuti!

Sie bekannt:

Dite vero, o mio Signor!

und gesteht ihm zu, daß er ein großer Prophet seyn müsse, um von ihren Liebeshändeln so genau unterrichtet zu seyn.

Certo che siete Profeta,
Ben sapete indovinar.

Sie will sich wegschleichen.

Io per dirla cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Iesus. Hält sie und spricht von der Ankunft des Messias.

No, no, no, non gite via,
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirto e verità.

Samar. Erklärt sich darüber sehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Io non nego, o questo no;

Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Iesus. Stellt sich selbst als den Messias dar.

O figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se puol essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt sie, betet an und erbietet sich
zum Apostelamt.

Jo vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Iesus. Sendet sie.

Gite pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per si nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Ist entzündt über die göttliche Gnade.

O divina sì grand' opra
Convertir sì infido cuor.

Iesus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio sotto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. Wie sie überzeugt weggegangen, kommt sie nun
ganz befehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì;

O amabile divina
Maestà, eccomi qui!

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua sì gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rende, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Iesu s. Nimmt sie als Tochter an und erflärt sich selbst
für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Sammaria la gran gente
Convertita è a voi, Signor.

Iesu s. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum
Apostel ersehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai là;
Fin d'allora vi scegliea
A bandir la verità.

Samar. Ist beschäm't.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,

Più ci penso, e men capisco
Come a me tanto favor.

Iesus. Erklärt ihr seine göttliche Methode, große Dinge
durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono a dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er giebt Beispiele aus der Geschichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfò?
Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben so ist die ganze Welt aus nichts geschaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und seine göttliche Absicht ist die Verherrlichung seines
Namens.

Perchè vuo' la gloria mia,
Come è debito per me.

Und der Nutzen ist den Gläubigen bestimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opra con fè.

Samar. Begnügt sich am Evangelium.

Che più potrete darmi?
Mi scoprите il gran Vangel,

E di quel volete farmi
Una Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto,
Cortesissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Iesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto,
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vuo' dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Iesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samariterin.

Io in voi,

Iesus.

Ed in voi io,

Zwei.

Serbaremo eterna fè.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Liede gar leicht die Theorie der Bekährungs- und Missionsgeschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines

künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelclasse allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drei dazu: die eine schlägt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben ohne darauf zu schlagen; die andern beiden, mit Castagnetten in den Händen, machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen rohern Tänzen, keine abgesonderten und für sich selbst bestehenden zierlichen Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Tact, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Platze wechseln u. s. w. Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Castagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun stille stehen, indes die dritte zu tanzen anfängt, und so können sie sich Stunden lang vergnügen ohne sich um den Zuschauer zu bekümmern. Dieser Tanz ist nur eine Unterhaltung für Mädchen; kein Knabe röhrt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geschöpfe scheinen die angenehmsten Stunden ihrer Jugend in diesem Tact wegzuhüpfen, und man hat schon bemerkt, daß eben dieser Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnennstich, welcher wahrscheinlich durch Transpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geschlechte sehr heilsam seyn kann; auf der andern Seite sieht man aber auch, daß dieser Tanz ohne äußere Veranlassung selbst in eine Krankheit ausarten könne. Über beides hat uns Herr von Niedesel in seinen Reisen schöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, daß dieser Tanz Tarantella genannt wird nicht von dem Namen jenes Insects, sondern

Tarantola heißt eine Spinne, die sich vorzüglich im Tarentinischen findet, und Tarantella ein Tanz, der vorzüglich im Tarentinischen getanzt wird. Sie haben also ihren ähnlichen Namen von dem gemeinschaftlichen Vaterlande, ohne deshalb unter sich eine Gemeinschaft zu bezeichnen. Eben so werden Tarentinische Austern vorzüglich geschätzt, und noch andere Produkte jenes schönen Landes.

Ich merke dieses hier an, weil falsche Namensverwandtschaften oft den Begriff eines falschen Verhältnisses unterhalten, und es Pflicht ist, jedem Irrthum und Missverständniß so viel als möglich vorzubeugen, und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

Stundenmaß der Italiener.

Eine von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiener, die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reisenden überall seine Art zu seyn fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will, so ist es natürlich, daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren Italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art, die Stunden zu zählen, eingeführt. Dieser sogenannte Französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinità di Monte zu sehen ist, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine vererbte Vorstellungsart und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen! Und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber fürs Leben, daß, wer nur

kann, und so lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel seyn und auch bei seinen Geschäften der Lust genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße! wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend seyn müsse als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun es ist Nacht (notte); denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen Mittag (midi) und nicht zwölf Uhr sagt. Es läutnen die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünscht felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiener ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlich erweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art, die Stunden zu zählen, bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinsten Beziehungen haben, und man sieht, wie auf diese Weise die Zeit einer großen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoirs, Banken durch alle Jahreszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müßige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwei Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu: und so scheint man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben,

weil man immer in der selbigen Ordnung alles, was auf Tag und Nacht einen Bezug hat, verrichtet ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät seyn möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art, die Stunden zu zählen, gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander absezen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne: allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserm Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesem, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen, daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tagespunkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk berechnet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen seiner Zeit auf das faßlichste fixiren wollte.

Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter

spräche als Rom. So hat sich auch dort unter mehrern Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren, oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neuern Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Tadel jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens, um nicht allzu paradox zu scheinen, darauf als auf einen antiquarischen Rest aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdies das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit allem aussöhnt, was allenfalls an der verkleideten Gestalt Unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen und aus einander sezen, inwiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich sehe voraus was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Charakteren und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seyen; eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannigfältigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln. Im Carneval ziehen viele junge Bursche im Puß der Frauen aus der geringsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig, und, wenn es junge, wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des

mittlern Standes als Pulcinelle, die vornehmern in Officierstracht gar schön und glücklich. Federmann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen, und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpiren suchen.

Eben so haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft, sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueste; sie suchen solche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefen Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben: genug, sie suchen sich ihres eigenen Geschlechts, so viel als möglich ist, zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so empicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Puzmacherinnen herausstaffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug, ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu läugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil; allein ich fand mich bald, ohne daran zu denken, versöhnt: ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen und bemerkte, daß es viele andere mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaube sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen

zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigene Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen. Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publicum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen. Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellt, drückte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens, die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch geliebt sehn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Rosetterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit sie auch diesen anzukirren weiß, und zuletzt den Triumph, auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann; aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermuthigen Schadenfreude werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn sie zuletzt dem Haussknechte die

Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hause zu haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt seyn. Auf dem Römischen Theater dagegen war es nicht die lieblose Kälte, der weibliche Uebermuth selbst, die Vorstellung erinnerte nur daran: man tröstete sich, daß es wenigstens dießmal nicht wahr sey; man klatschte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu, und war ergezt, daß er die gefährlichen Eigen-schaften des geliebten Geschlechts so gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Vertragens uns an den Schönen für alles was wir Ahnliches von ihnen erduldet gleichsam gerächt habe. Ich wiederhole also, man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache selbst, sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur, sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, sondern ein Resultat anzuschauen. Dazu kam noch, daß die Gestalt des Acteurs einer Person aus der mittlern Classe sehr angemessen war.

Und so behält uns Rom unter seinen vielen Resten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder sich daran ergezen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit, sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter, den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehrern Stellen versichern, es sey männlichen Schauspielern oft im höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

Aeltere Gemälde.

Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1790.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sind hier in Venedig die Mosaiken und die Griechischen Bilder; von den ältesten Mosaiken habe ich noch nichts gesehen, was mir einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die Altgriechischen Gemälde sind in verschiedenen Kirchen zerstreut, die besten befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemalt seyn, und nur nachher mit Öl oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen geerbten Kunstbegriff und ein Tractament des Pinsels. Auch hatte man sich gewisse Ideale gemacht; woher sie solche genommen, wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, näher angesehen, scheint der kaiserlichen Familie nachgebildet zu seyn. Ein uraltes Bild des Kaisers Constantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken: auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel; daher die lange, schmale Nase, unten ganz fein endigend, und ein eben so kleiner, feiner Mund.

Der Hauptbegriff Griechischer Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabei geschrieben, was eine Figur vorstelle. Selbst die

Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verfeinern kann, haben noch immer ihre Beischriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint, daß die Griechen mehr als die Katholiken das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen: denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung; doch haben alle Künstler bis zu Giovanni Bellini herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfang größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehrern Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmenstäben, neben und in einander fügte; deswegen auch oft Schnitzer und Bergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufüllen: man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe; unten auf die Stufen setzte man musicirende Kinder in Engelsgestalt, den Raum oben darüber suchte man mit nachgeahmter Architectur zu verzieren.

Zener Begriff erhielt sich so lange als möglich, denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Giovanni Bellini und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt: da ist allenfalls ein Heiliger, der predigt, und so viele Gläubige, die zu hören.

Die ältern historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist zum Beispiel in San Rocca der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt sind, von den Vivarinis auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Beginn von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettschen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja selbst Tizian konnte nur langsam jenes religiöse Herkommen abschütteln.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Fraris bestellte, sehr unghalten war, so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Passero ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten, und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich, wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften: man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler

halten, andächtigen Menschen hierdurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch lässt sich es wohl als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geschnittenen Marienbildes die Besteller als demütige Zwerglein. Nach und nach wurden sie familienweise zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, dehnten sich aus über alle architektonisch leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthägliches Bild gemalt, Tintoretto schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien: Paolo Veronese fasste den glücklichen Gedanken, andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiösen Gegenstände. In den besten Gemälden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar: was eigentlich wirkt und gewirkt wird, ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an die Hauptpersonen zu spielen: hier lässt sich doch etwas nervig Mackes anbringen; doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und

wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoretto und Paolo Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen müssten, nur einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So waren mir ein paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erscheint. Sollte man Mädchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren, wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bei der bessern Erhaltung, wahrscheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit.emand behauptete, es seyen verlassene Pestfranke; sie sehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoretto und Paolo Veronese haben manchmal bei Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern und bestellte Heilige auf ein Bild zusammenmalen müssen, wahrscheinlich die Namenspathen des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder, welche mit Wasserfarbe gemalt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obwohl nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache giebt man an, daß die früheren Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen, daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkte man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen. Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paolo Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Svelaturen; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln, durchsichtigen Tinten zudeckten, deswegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Tizianischen durch das viele beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache, warum Tintoretos Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist alla prima und ohne Svelatur gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht, wie bei Paolo Veronese, hellere Tinten zum Grund; und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächeren Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten, stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoretto gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen, und wie frech er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem Einen Beispiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt, wie man beim Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bei Porträten geschehen zu seyn, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paolo Veronese. Drei Porträte von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beim Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeflebt; unten drunter drei andere schöne Köpfe, woraus man sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitsliche einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt, den Farben dadurch neuen Stoff zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke

angebracht worden, so ist das Del durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als Eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Akademie der Gemälderestauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloster San Giovanni e Paolo einen großen Saal nebst anstoßenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden. Die Mittel und die Art, jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach den verschiedenen Meistern und nach dem Zustande der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Akademie haben durch vieljährige Erfahrung die mannigfaltigen Arten der Meister sich aufs genaueste bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmalen, Accordiren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt was aus demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft: denn als ich in genannter Kirche das kostliche Bild Tizians, die Ermordung des Petrus Marthr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit

auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweisend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben was ich gesehen und vernommen, so käme es uns noch zu gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farbgrund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Be- schauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte, und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Christus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Da- mastes erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien eine leben- dige Epiderm mit allerlei beweglichen Einschnitten ins Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab: ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild ge- zogen werden soll, befestigt, und tritt, wie das alte Bild auf- geklebt wird, in die Lücke, wird übermalt, und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paolo Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämtlichen gestempelten Läppchen fertig, und durch Zwirnsäden zusammen und aus ein- ander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Dertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Zeichen

aufgeklebt wurden, die, wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurierungen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt, und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

